Leben in der Alten Welt.

Elfter Theil.

Leben
in der
Alten Welt.

Tagebuch
während eines vierjährigen Aufenthalts
im Süden und im Orient
von
Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Elfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches
ist mir gleichgültig.

Frei nach Terenz.

... in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und
recht thut, der ist ihm angenehm.

Apostelgesch. 10, 35.

Smyrna, am 4. Juli.

Wir dringen in eine tiefe Meeresbucht ein, die sich allmählich zu einem ungeheuern kreisrunden Bassin erweitert, auf allen Seiten von massigen Bergen mit grünen Abhängen bekränzt — in der That ein schönes, großartiges Panorama! — Aber wo liegt denn Smyrna — denn Smyrna soll hier liegen — diese große Handelsstadt, aus welcher alle Leckerbissen des westlichen Asien nach Europa strömen, die Stadt mit 150000 Einwohnern? — Ich sehe Smyrna nicht! — Doch ja, seht ihr dort — vor uns, im Hintergrund des weiten Bassins, auf dem breiten Abhang des Berges eine Masse niedrige, gelbe und rothe hölzerne Häuser mit Ziegeldächern, einige steinerne Häuser, mehrere Minarets als Wächter neben türkischen Moscheen — das ist Smyrna! Früher lag die Stadt höher oben auf dem Berge bis zu der alten Thurmruine, die oben auf dessen Gipfel steht. Damals machte Smyrna mehr Effect; allein Erderschütterungen zerstörten den höher gelegenen Theil der Stadt, und seitdem hat man dieselbe näher ans Meeresufer gezogen, wo sie sich gleichsam in der Masse des Gebirges verliert. Allein sehet die Menge großer Fahrzeuge und Dampfschiffe da draußen — sie legen zur Genüge Zeugniß ab von dieser großen Handelsstadt mit dem prächtigen unvergleichlichen Hafen. Jetzt liegen wir ruhig, nun sind wir da, wir sind bei Smyrna!

Der Anblick der weltbekannten Stadt war keineswegs imponirend. Vielleicht hebt sich derselbe bei näherer Be-

kanntschaft. Die Herren eilen ans Land, um Platz in dem einzigen guten Hotel der Stadt Les deux Augustes zu bekommen. Ich eilte, wie gewöhnlich, nicht; und als ich ans Land kam, war das Hotel Les deux Augustes ganz besetzt. Man wies mich nach dem Hotel de l'Orient, nicht weit davon entfernt. Der Name verspricht etwas Gutes, die Lage ist am Meeresstrand; Gäste sind in den wenigen, schlecht möblirten Zimmern nicht zu finden, und die Wirthin, eine alte Französin, sieht aus wie — wie eine alte häßliche Französin, die allerschlimmste Sorte alter Frauenzimmer, die ich in der Welt getroffen habe. Sie gleicht einem mit Gold beklebten Hippopotamus, aber mit einem Aussehen — hu! — Indessen, wo bekomme ich ein besseres Unterkommen? — Ich weiß es nicht, und so bleibe ich denn hier. Die Aussicht nach dem Hafen ist reizend und das Abendessen wirklich recht gut. Aber die Nacht — o weh! O Tiberius und Tiberias! Habt ihr alle euere Plaggeister gesendet, um mich hier zu verfolgen? — Oder gehören dieselben zur Hofhaltung der Wirthin, und ist diese letztere heimlich ihre Königin? — Im Bett, auf dem Sofa, auf dem Lehnstuhl, überall wimmelt es von diesen Braunen, denen wir in Schweden einen so artigen Namen geben. Es ist unmöglich, auch nur einen Augenblick Schlaf zu genießen! — —

Müde und matt begab ich mich am Morgen in das Diakonissenhaus, in welchem die große Erziehungsanstalt in Smyrna ist, die ich schon lange näher kennen zu lernen gewünscht hatte. Durch enge krumme Gassen, in denen die Bevölkerung bereits in voller Bewegung war, gelangte ich an ein ziemlich großes neugebautes Haus in einfachem Stil. Das war das Diakonissenhaus.

Ich klingelte und die Thür wurde geöffnet. O, wie schön war es drinnen! Durch eine Vorhalle mit weißen Marmorwänden und mit einem Mosaikfußboden von kleinen runden Steinen blicke ich hinaus in einen Garten, in welchem die Sonne über schönen Blumen und Bäumen

glänzt. Auf weißen Marmorstufen wurde ich hinauf in kühle helle Säle geführt, in denen alles von Reinlichkeit, Comfort und gutem Geschmack spricht. Ansprechende Frauengestalten zeigen sich hier und da in den Corridors. Alles ist jedoch ruhig und still, beinahe feierlich. Man führt mich in ein kleines, grüntapezirtes Cabinet. Eine hochgewachsene, noch junge Dame mit dem kleinen Diakonissenmützchen von Kaiserswerth kommt mir freundlich, aber ernsten Aussehens entgegen. Es ist die Vorsteherin der Anstalt, die Schwester Minna Grosse.

Ich brachte ihr Grüße von den Schwestern in Jerusalem. Dieser Umstand und zugleich mein sichtbares Interesse für die Wirksamkeit der Diakonissen öffnete mir ihr Herz. Sie hatte jetzt eben eine Stunde Muße und führte mich selbst durch den bedeutendern Theil der Anstalt. Ueberall sah ich Zweckmäßigkeit mit einer Zierlichkeit gepaart, wie ich sie früher nirgends in Erziehungsanstalten für junge Mädchen gesehen habe. Die ganze Anstalt kam mir „Ladyartig" vor — um ein bezeichnendes englisches Wort zu benutzen. Sie ist nur erst seit einigen Jahren von Minna Grosse und vier jungen Diakonissen, und zwar mit dem Erfolg gegründet worden, daß sie sich gegenwärtig vollständig selbst erhält und eine immer zunehmende Anzahl von Eleven aus den besten Familien von den verschiedenen christlichen Confessionen aus der Stadt und aus mehreren andern morgenländischen Städten hat. Da Schwester Minna den Unterricht in der Bibellehre und im Christenthum zu einer unabänderlichen Bedingung für die Zöglinge der Anstalt gemacht hat, so haben sich katholische Geistliche dem Eintritt junger katholischer Mädchen daselbst heftig widersetzt und deren Aeltern mit Excommunication bedroht. Aber die moralische Erziehung und der Unterricht, welche den jungen Mädchen in dieser Anstalt gegeben werden, sind allem derartigen, was man bisher im Morgenlande gehabt hat, so überlegen, daß katholische christlich gesinnte

Aeltern Muth genug gehabt haben, dieser Drohung zu trotzen und ihre Töchter in der evangelischen Bildungsanstalt zu lassen. Das gegenwärtige Anstaltsgebäude ist erst seit zwei Jahren gebaut, und zwar von der Schwester Minna unter Anwendung arabischer Baumeister und Arbeiter — in der That ein bewunderungswürdiges Gebäude mit seinem schönen Garten und andern orientalischen geschmackvollen Einrichtungen.

Beim Abschiednehmen fragte ich die Schwester Minna, ob sie mir vielleicht außer dem Hotel Les deux Augustes, wo kein Platz mehr sei, ein anderes gutes Hotel nachweisen könne.

— „Hier ist noch Platz" — erwiderte sie. — „Kommen Sie und bleiben Sie bei uns. Hier ist ein Zimmer für Sie." — Dabei öffnete sie die Thür zu einem kleinen Zimmer mit grünen Jalousien, frisch und behaglich, wie alles im Hause.

Mit leichtern Füßen, als ich gekommen war, verließ ich das Schwesternhaus und kehrte ins Hotel de l'Orient zurück, in welchem ich meine Absicht, selbiges zu verlassen, aussprach und meine Rechnung verlangte. Allein Madame Hippopotamus stemmte beide Arme in die Seiten und erklärte mir, daß ich nicht eher ausziehen könnte, als bis ich ihr zwanzig Francs bezahlt haben würde.

— „Zwanzig Francs" — erwiderte ich. — „Für einen einzigen Abend und eine einzige Nacht — und noch dazu eine solche Nacht — können Sie doch rechtmäßigerweise nicht mehr als höchstens zehn Francs verlangen."

— „Das bleibt sich gleich!" — rief sie. — „Ich muß zwanzig Francs haben, oder Sie dürfen mein Haus nicht verlassen! —

— „Zwanzig Francs ist unvernünftig, zwanzig Francs gebe ich nicht; aber funfzehn Francs will ich Ihnen geben, wenn Sie mich gehen lassen."

— „Nicht einen Sou weniger als zwanzig Francs!

Zwanzig Francs oder Sie bleiben hier!" — schrie Frau Hippopotamus, rief sodann ihren Knecht herbei und versperrte mir sammt demselben meinen Weg.

— „Mein Koffer steht hier" — sagte ich darauf ruhig. — „Diesen mögen Sie bis auf weiteres behalten; aber Sie können mir für meine Person nicht verwehren, Ihr Haus zu verlassen." —

— „Gut, Sie können gehen" — versetzte die Frau mit einem Drachenblick auf meinen Koffer, nahm ihre mit Gold geschmückten dicken Arme von den Thürpfosten weg und ließ mir den Weg frei.

Ich wußte, daß sich glücklicherweise ein schwedischer Consul, Mr. van Lennep, in Smyrna befand; allein ich wußte nicht, wo derselbe wohnte. Ich wanderte daher nochmals in die Diakonissenanstalt, um mich darnach zu erkundigen. An der Thür des Hauses stand ein Herr, der gleich mir Einlaß wünschte. Sein Wesen und sein Gesicht gehörten zu denen, die unwillkürlich Vertrauen einflößen.

— „Vielleicht" — frug ich ihn — „können Sie mir sagen, mein Herr, wo der schwedische Consul, Mr. van Lennep, wohnt?"

Ich fragte französisch, und er antwortete lächelnd: — „Mr. de Lennep? Mais — c'est moi!" — Meine kleinen Mädchen" — fuhr er dann fort, indem er mich scharf, aber freundlich fixirte — „haben mir gesagt, daß Mlle. Bremer hier ist, und ich komme, um sie zu begrüßen." —

— „Mais, c'est moi!" — rief ich nun meinerseits. Die Bekanntschaft war gemacht, und ehe ich noch ins Diakonissenhaus eingetreten war, hatte mir der schwedische Consul sein Haus und seine Familie auf die artigste Weise angeboten.

Madame Hippopotamus kam nun zunächst aufs Tapet. Ich erzählte die Episode des Tages und der Nacht in ihrem Hotel.

— „Seien Sie vollkommen ruhig" — sagte mir da der Herr van Lennep. — „Ich kenne diese Frau schon und habe ebenfalls eine Differenz pecuniärer Art mit ihr gehabt. Ihren Koffer und Ihre übrigen Effecten werde ich sogleich in mein Haus bringen lassen, und Sie selbst sollen im Hotel d'Orient nicht mehr bezahlen, als Sie selbst für angemessen erachten. Morgen siedeln Sie doch zu mir über?"

Dankbar nahm ich dieses Anerbieten an; denn bei den Vorbereitungen für die großen Examina, welche jetzt im Diakonissenhause beginnen, mußte ich befürchten, den guten Schwestern lästig zu werden. Indessen konnte ich einen schönen Abend und einen schönen Tag bei ihnen zubringen. Am Abend saßen wir in dieser balsamischen Luft, unter diesem sternenhellen Himmel, auf einem Dach des Gebäudes, und die Schwestern sangen mit harmonischen Stimmen einige der schönen geistlichen Lieder ihres Vaterlandes.

Tags darauf wohnte ich einigen Unterrichtsstunden, die von den Schwestern vortrefflich abgehalten wurden, und einer von der Vorsteherin selbst gegebenen biblischen Geschichtsstunde bei. Ihr günstiger anregender Einfluß auf die jungen Gemüther war in jedem Blick und in jeder Miene sichtbar, sowol bei ihr selbst, als bei den Kindern. Sie glichen sämmtlich (die jungen Mädchen) angezündeten Lichtern, und wetteiferten in bestimmten und richtigen Antworten. Mittags saß ich mit dieser ganzen zahlreichen Familie zusammen bei Tische. Der große helle Speisesaal — nach dem Garten zu gelegen —, das schneeweiße Tischzeug, die Reinlichkeit in allen Stücken, die einfachen, aber wohl zubereiteten und nahrhaften Gerichte, alles machte einen angenehmen Eindruck, vor allem das Aussehen und die Haltung der jungen Mädchen. Ich habe nie so viele schöne und blühende junge Mädchen zusammen gesehen. Manches darunter befindliche griechische Mädchen zeigte den altgriechischen Schönheits-

typus; daneben war der allgemeine Ausdruck sittsam, rein und heiter — so wie man es bei jungen Frauenzimmern gern sieht. Ihre Kleidung war sommerleicht und geschmackvoll.

Nach dem Mittagessen begab man sich in den Garten. Zwei allerliebste kleine Mädchen von zehn bis zwölf Jahren kamen zu mir und beschenkten mich mit Blumensträußen. Es waren die Töchter des schwedischen Consuls. Wohin ich blickte, sah ich reizende, angenehme Gestalten, Menschenrosen in einem Rosengarten.

Abends saß ich am Ufer des Meeres und sah dem prachtvollen Untergang der Sonne zu, indem ich den Comfort und Luxus einer europäischen Wohnung genoß. Ich fand in der letztern aber auch einen guten Familienvater, eine liebenswürdige junge Frau, schöne Kinder (zwei Mädchen und drei Knaben, von welchen letztern der jüngste Namens Oskar ein wahrer Amorino war) und ein glückliches Familienleben — die größten unter allen Schätzen der Häuslichkeit. Ich befand mich in dem Hause des schwedisch-holländischen Consuls van Lennep. Mein Koffer stand in meinem Zimmer. Die Frau Hippopotamus sah ich nicht wieder; aber in der Freude über meine Befreiung aus ihren Händen *) und über meine neue schöne Wohnung sandte ich ihr die funfzehn Francs, die ich

---

*) Ein englischer Reisender war vor einiger Zeit weniger glücklich in dieser Beziehung. Er kam auch ins Hotel de l'Orient und verließ dasselbe nach einem mehrtägigen Aufenthalt, indem er den Händen der goldgeschmückten Wirthin eine schwere Börse mit Goldstücken mit den Worten übergab: „Verwahren Sie mir dies, bis ich in drei oder vier Tagen von einer Excursion ins Innere des Landes zurückkomme." — Die Wirthin versprach es wohl zu verwahren. Als der Engländer zurückkam und seine Börse verlangte, zeigte sich die Wirthin des Hotels sehr erstaunt und stellte mit Bestimmtheit in Abrede, eine solche empfangen zu haben. Der Engländer hatte keine Zeugen und mußte sein Zutrauen theuer bezahlen. (Späterer Zusatz.)

ihr vorher in meiner Noth angeboten hatte. Und nun gute Nacht!

Am 5. Juli.

Alles ist in Smyrna verschieden von den Städten und von der Bevölkerung Palästinas und Syriens. Man sieht ein schöneres, menschlicheres Geschlecht; man sieht Ordnung, Schönheit und Geschmack, sowol innerhalb als außerhalb der Häuser; man sieht — Griechenland in Asien! Die Sprache, welche man in Smyrna redet, ist die griechische; niemand will vom Arabischen etwas wissen. Gesichter, Sitten und Trachten, alles erinnert an die Pflanzschulen Griechenlands auf den Küsten Kleinasiens. Das frühere Smyrna, Ephesus und Milet sind nicht mehr, ebenso wenig wie die Männer und Frauen, welche diese Küsten berühmt gemacht haben: Homer, Herodot, Anaxagoras, Aspasia, Sappho, und in der spätern Zeit die Apostel und Märtyrer des Christenthums. Allein es ist augenscheinlich, daß das Volk, welches sein Feuer *), seine Kunst, seinen Fleiß und seine Gesetze zuerst hierhertrug, welches zuerst einen europäischen, freien Staatsverband auf dem unter Despoten seufzenden Boden Asiens schuf, noch immer hier lebt und, obwol es unterjocht ist, sich noch eines frischen Lebens erfreut, und mit jedem Tage seinen europäischen freien und unternehmenden Geist weiter verbreitet. Noch legt es Schulen an wie früher; noch pflanzt es Oliven wie früher; noch spinnt es Seide und treibt Schiffahrt und Handel wie früher, und würde noch viel mehr thun, wenn nicht das eifersüchtige Morgenland seinem Fortschreiten wieder und immer wieder Hindernisse entgegenstellte, bald durch rohe eigenmächtige Gewalt, bald

*) Jede griechische Colonie mußte Feuer von dem heiligen Herd des Prytaneum mit sich führen. So wollte es das Gesetz des Mutterlandes.

durch die Macht drückender Gesetze. Aber demungeachtet schreitet Europa in Asien vorwärts, und Griechenland ist es, das hier durch seinen Handelsgeist, durch seinen Fleiß und durch seine Unternehmungslust den Weg zeigt.

Am Sonntag Nachmittag machte ich eine Entdeckungsreise durch die Straßen der Stadt. Alles in der Stadt war festlich still. Durch die geöffneten Hausthüren sah ich die grünenden Gärten leuchten, welche den innern Hof und zugleich die Zierde jedes bessern Hauses ausmachen. Hier und da sah ich schöne Haushallen von Marmor mit Mosaikfußboden und auch mit Bildsäulen. In den kühlen Gewölben der Portiken, zuweilen auch vor den Häusern befindlich, saßen Frauen mit unbedecktem Haar und im Festtagsschmuck. Ich sah darunter manches schöne Gesicht mit edeln Zügen und mit edler Haltung — Aspasia, die Schülerin des Anaxagoras und die Lehrerin des Sokrates, könnte so ausgesehen haben — und manche wohlgebildete Gestalt, die nicht neidisch durch ein Stück Baumwollenzeug verhüllt war. Die Gesichtsfarbe war blaß, zuweilen gelb, aber dennoch gesund; die Formen zeigten eine schöne Fülle; die Kleidung war europäisch geschmackvoll, ohne moderne Uebertreibung. Ausgezeichnet schön und glänzend erschienen mir die dunkeln Augen und die gleichfarbigen Haare, schön und wohl geordnet, ohne allen Schmuck. Unter den Frauenzimmergruppen erblickte ich nirgends Männer. Die Damen schienen sich damit zu vergnügen, die Vorübergehenden und sich selbst untereinander zu mustern; allein, die Wahrheit gestanden, sie schienen sich nicht besonders zu amusiren. Ihre Gesichter schienen mir eine gewisse Gleichgültigkeit und Trägheit auszudrücken. Vielleicht haben sich ihre Seelen noch nicht aus den Fesseln des Gynäceums losgemacht. Wahrscheinlich haucht der Geist des Morgenlandes seinen Sirocco noch über ihr Leben aus.

In dem türkischen Theil der Stadt sah ich auch einige türkische oder arabische Frauenzimmer; aber die abscheuliche arabische Umhüllung, die in Syrien und Palästina

das Gesicht der Frauen verbirgt und sie Gespenstern ähnlich macht, findet man hier nicht; nur der Zipfel eines Flors (Jackmack) verbirgt — jedoch in durchsichtiger Weise — den untern Theil des Gesichts von der Nasenspitze bis zum Kinn, läßt in der Regel die schönen Augen unbedeckt, und ist eher eine Verschönerung als das Gegentheil.

Ich beendigte meine Wanderung bei einem großen Kaffeehaus am Ufer des Meeres, wo ich bei einem ausgezeichnet guten Vanilleeis die Fortschritte der europäischen Civilisation auf morgenländischem Boden pries.

Morgen werde ich nach Mitylene, dem alten, in poetischer Hinsicht berühmten Lesbos, fahren, dessen Küste sich in nebelhaftem Dunkel am Horizont erhebt, einige Dampfschiffstunden auf dem Meerwege von Smyrna entfernt.

Mitylene (Lesbos), am 8. Juli.

Die schönste unter den Inseln des griechischen Archipelagus wurde früher Mitylene genannt. Die schönste derselben ist noch heutzutage die Insel der Sappho und des weisen Pittakus, obwol der Gesang daselbst verstummt ist und die Weisen vor den Barbaren geflohen sind. Ungleich allen andern Inseln in diesem Archipelagus entzückt Mitylene schon aus der Entfernung. Hohe pyramidale Felsen erheben sich, umgeben von parkartigen Laubholzwäldern, in deren Schose Gruppen von weißen oder farbigen Häusern und wohlgebaute Ortschaften auf Terrassen von den Höhen herab, hinunter nach dem Meere zu liegen. Zwischen zwei solchen grün bekleideten Anhöhen liegt ein wenig im Hintergrunde — halb versteckt, halb hervortretend — die Stadt Mitylene, in hellen Farben schimmernd. Eine Felsenspitze nördlich über der Stadt, die ihren Fuß ins Meer hinaus erstreckt, wird von einer Festung gekrönt, deren runde Gestalt und ausgezackte Zinnen sie einer kolossalen Krone ähnlich machen. Der Anblick der Stadt und ihrer Umgebung im goldenen Licht

der untergehenden Sonne und später im Silberglanz des Vollmondes, als wir zwischen den beiden Leuchtthürmen im östlichen Hafen von Mitylene still lagen, war so einnehmend, daß mehrere meiner Reisegesellschafter bereuten, sich Billets bis nach Konstantinopel gelöst zu haben, und mich mit neidischen Blicken begleiteten, als ich das Fahrzeug verließ und in ein kleines Boot hinunterstieg, um mich auf die schöne Insel bringen zu lassen, auf welcher ich einige Tage zubringen wollte. Ein junger, auf Mitylene geborener Grieche, der nach mehrjährigen Studien in Athen gegenwärtig in seine Heimat zurückkehrte, wollte mein Cavalier und Cicerone bis zu dem Hause des schwedischen Viceconsuls und wirklichen Consuls — ich weiß nicht, wie vieler Länder —, Herrn Georg Amira's, sein. Mein junger Begleiter sprach ein wenig französisch, und war in liebenswürdiger Weise artig und dienstwillig trotz jedem Franzosen. Als wir uns trennten, bat ich ihn, mir seinen Namen zu sagen, worauf er mit Bleistift auf eine Visitenkarte schrieb: „Aristides Anastasiades.“ Ein Name von gutem Klang!

In Mitylene gibt es weder ein Hotel, noch irgendeine für anständige Leute bewohnbare Locanda. Mr. Amira hatte sein Haus voll von Freunden und Verwandten, verschaffte mir aber Unterkommen in einem Privathause, einem jungen, vater- und mutterlosen Mädchen, la Smaragda, zugehörig, welche italienisch sprach. Das große saubere Zimmer, die reizende Wirthin, die Freiheit und der Frieden, die ich hier im Schatten der Akazien genießen konnte, gefielen mir außerordentlich. Außerdem stellte mir der Consul Amira seinen Tisch und sein Haus während des Tages zur Verfügung.

Ich bin nun seit drei Tagen auf Mitylene, habe Ausflüge zu Fuße und zu Pferde (letzteres zu der berühmten Porto Oliveto, ein paar Stunden Wegs von der Stadt entfernt)) gemacht, und muß bekennen und nochmals bekennen: diese Insel ist ein irdisches Paradies an Schön-

heit und Fruchtbarkeit! — Ich kann nur von meiner Verwunderung darüber nicht loskommen, daß sie von Liebhabern des Schönen und Erhabenen in der Natur, des Friedlichen und Freien im Leben, des Gesunden in der Luft, im Wasser und in allem nicht häufiger besucht, nicht häufiger erwähnt und nicht häufiger bewohnt wird. Es ist mir in der That ein Räthsel, warum sich wohlhabende Bewohner der angrenzenden Küstenstädte Europas und Asiens hier nicht Landhäuser bauen, warum nicht die auf Schönheit erpichten Touristen Europas hierherkommen und sich auf einige Wochen oder Monate hier niederlassen, um diese Schönheit von Himmel, Land und Meer zu bewundern, diese reine Luft zu athmen, in den warmen Heilquellen oder in den stärkenden Wellen des Meeres zu baden, im Schatten der Oliven- und Feigenbäume, an den Oleander- und Agnuscastushecken, an den murmelnden Bächen zu wandeln und zu ruhen! — Die Bevölkerung, welche jetzt auf Mitylene wohnt und schafft, hat augenscheinlich wenig Gefühl für diese Schönheit. Sie entbehrt des Schönheitsinnes, sie entbehrt der Bildung. Aber es gab eine Zeit, als die Blüte des schönheitliebenden griechischen Volks auf Mitylene wohnte und schaffte, als Aristoteles und Epikur ihre Schulen daselbst hatten, als Griechenlands Weise und Dichter Mitylene zu ihrer Heimat wählten. Wie hat diese Zauberin von einer begeisternden Sangesgöttin so zu einer ganz gewöhnlichen Insel herabsinken können, deren Oelexport gegenwärtig als ihr höchster Vorzug betrachtet wird? — Man sagt, daß Epikur dort mehr Schüler fand als Aristoteles, daß Mitylene eine Heimat üppiger Sitten und wollüstigen Lebens wurde; dann kamen Hochmuth und Misgunst und einheimische Streitigkeiten, dann Krieg mit dem Ausland, endlich die Barbaren auf die Insel! — —

Porto Oliveto kann als Typus für die eigenthümliche Schönheit der Insel gelten. Porto Oliveto verdient ebenso wie meine Reise dahin eine besondere Beschreibung.

Der Consul Amira schickte mir zu dieser Reise ein großes Pferd und einen kleinen Knaben, der mein Begleiter sein sollte. Ich setzte mich auf das große Pferd, und der kleine Junge ging — um sich in dem nächsten Brunnen zu waschen. Ich wartete, bis er von da zurückkam; aber am nächsten Brunnen war er wieder weg. Der Junge schien eine wahre Leidenschaft für das Waschen zu haben. In jeden Brunnen, in jeden Bach, in jede Pfütze in der Nähe des Weges mußte er seinen Kopf und seine Hände eintauchen und dabei seine Nase reinigen. Inzwischen konnte mein Pferd gehen, wie es wollte, und da der Wege verschiedene waren, ging es aller Augenblicke nach einer Richtung, die sich, wenn mein kleiner Cicerone von einer seiner Waschungen zurückkam, als die unrechte zeigte. Sprechen konnte ich nicht mit ihm, denn er verstand mich nicht, und ich verstand ihn nicht. Ich sah bald ein, daß ich auf diese Weise niemals nach Porto Oliveto kommen würde, wandte darum nach dem Hause des Consuls Amira um, und empfing dort einen erwachsenen gehörigen Begleiter neben dem Jungen, der nun seiner Leidenschaft, sich in alle Wasserquellen und Bäche unterwegs zu tauchen, frei nachgehen konnte. Und deren sind nicht wenige; denn der Reichthum Mitylenes an Quellen ist eben eine Quelle der Schönheit und Fruchtbarkeit dieser Insel. Und die Quellen, das muß man den Türken zum Ruhm nachsagen, werden von ihnen mit religiöser Gewissenhaftigkeit erhalten und überwacht. Bei jeder guten Quelle bauen sie einen Brunnen oder leiten deren Wasser an Orte neben der Landstraße, wo dann ein Brunnen mit bequemen Anstalten zur Erquickung der Menschen und der Thiere gebaut wird. Das Wasser springt durch eine metallene Röhre aus einer Marmorwand, die mit schönen Ornamenten von Blumen und Arabesken — zuweilen auch mit dem Bild einer Moschee — in Basrelief geschmückt ist. Ganz oben ist eine Inschrift in arabischer Sprache — der classischen Sprache

der Türkei — eingegraben, eine Sentenz aus dem Koran zum Preis Gottes für das Geschenk des Wassers, und der Name der Person, die den Brunnen errichtet und häufig auch noch einen Fond zu dessen Unterhaltung begründet hat — eine Wohlthat für Thiere und Menschen, die in diesen heißen und trockenen Ländern nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Die Brunnen auf Mitylene sind besonders geschmackvoll, oft sogar prachtvoll.

Der Weg nach Porto Oliveto wird hier schwierig und beschwerlich genannt. In Syrien und Palästina würde er für sehr gut, für eine wahre Kunststraße gehalten werden. Der größere Theil desselben ist gepflastert, jedoch nach türkischer Manier, mit großen runden Steinen. Aber mein ausgezeichnet gutes Cavallo schritt sicher über dieselben hin. Der Weg läuft zwischen olivenwaldigen Höhen, murmelnden Bächen, Oleander- und Agnuscastushecken hin und führt anderthalb Stunden lang ununterbrochen aufwärts bis zu einer Anhöhe, von welcher man dunkle bewaldete Berge sich jenseit einer nebelhaften Luftwölbung mit jenem bläulichen Dunstschimmer erheben sieht, welcher andeutet, daß sich zwischen den fernen Bergen und dir ein Gewässer befindet. Und bald entdeckst du auch in der Tiefe vor dir einen herrlichen blauen Wasserspiegel, der auf allen Seiten von höhern und niedern bewaldeten Höhen umgeben ist.

Du glaubst dich hier an die Ufer des Lago-Maggiore versetzt, nur mit dem Unterschied, daß hier der Umkreis kleiner und die Umgebung der Ufer öder ist. Du glaubst hier einen See zu sehen; allein es ist kein See, sondern eine tief einschneidende Bucht des Meeres, welches durch die Felsen in eine enge und tiefe Schlucht eindringt und sich dann zu einem großen Bassin im Umfang von mehreren Meilen im Schoße der Insel erweitert. Das ist Porto Oliveto! Vom Ufer auf dieser Seite ist es nicht möglich, dessen Zusammenhang mit dem Meere zu ent-

decken. Olivenbäume und Oleanderbüsche bekränzen die Ufer, und große Olivenwälder bedecken die Höhen. Ich wanderte gemächlich am Ufer des Sees bis zu den warmen Quellen, die in der Nähe aus der Erde hervorspringen. So reizend und so malerisch schön diese Gegend ist, so einsam ist sie auch — auf dieser schönen fischreichen Bucht mit dem guten Hafen kein Fahrzeug, nicht einmal ein kleines Boot; an den krystallhellen, lieblich warmen Thermen mit Marmorbassins auch nicht eine badende Seele (mein Junge trieb sich schon lange draußen in dem See — in der Meeresbucht wollte ich sagen — herum), nur ein einzelner Wächter; in einem ziemlich großen, wohlgebauten, aber verfallenen Dorfe kein Mensch, außer einem Mann, der auf der Erde lag und schlief. In einem Landhause mit einem schönen Garten war die Herrschaft abwesend — „fortwährend abwesend", sagte der Gärtner. Warum diese Leere inmitten dieses Paradieses? — „Die Regierung der Türken und die Malaria!" — ist die einzige Antwort auf diese Frage. Nur der Olivenwald trägt Spuren von Sorgfalt und Wohlbefinden. Steinterrassen und Erdwälle befestigen die Bäume, welche an den steilern Abhängen der Anhöhen stehen. Aber die Olive ist auch die hauptsächlichste Einnahmequelle für die Insel.

Auf der andern Seite der Insel sollen, wie man sagt, eine Menge große und reiche Dörfer liegen. Man zählt auf Mitylene ungefähr 60 Ortschaften und etwa 10000 Menschen, theils Türken, theils Griechen. Seit einigen Jahren soll die Insel, wie man sagt, sich zu heben beginnen und ihre griechische Bevölkerung an Anzahl und in sonstiger Beziehung wieder zunehmen.

Die Stadt besitzt gegenwärtig eine höhere Schule, die von den Griechen auf der Insel begründet worden ist und unterhalten wird. Diese Schule zählt bereits 100 Schüler, die sich zum Besuch der Universität zu Athen vorbereiten. Auch eine Schule für Mädchen ist errichtet

worden, um den jungen Töchtern Mitylenes hinreichende Vorbereitung zum Eintritt in die Mädchenpensionate zu Smyrna oder Athen zu gewähren. Das Diakonissenhaus in Smyrna hat schon mehrere Zöglinge von hier.

Gestern besuchte ich das neue Schulhaus — die Schuljugend hat jetzt Ferien — und wurde darin herumgeführt von Homer und Aristides! — Respect vor dieser classischen Gesellschaft — ich bitte darum! — Herr Homer ist ein wahrhaft classisch gebildeter Grieche aus Smyrna, woselbst der Name Homer seit alter Zeit ein häufig vorkommender Familienname ist, und ist gegenwärtig auf einer Lustreise durch Mitylene begriffen. Herr Aristides ist Vorsteher der Schule, des Museum und der Bibliothek — alles hier noch in seiner Entstehung. Die beiden modernen Herren Homer und Aristides waren äußerst angenehme und gebildete Männer; aber von dem alten Homer, der, wie man sagt, an Mele's Strand in Smyrna geboren war und seine unsterblichen Gesänge ertönen ließ; von der Sappho, die hier geboren wurde, und von dem weisen Pittakus, der Mitylene ebenso menschliche als weise Gesetze gab, wußten sie mir nicht mehr zu sagen, als das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon sagt.

Gern hätte ich etwas mehr wissen mögen, besonders von ihr mit dem warmen Herzen, die in dieser Heimat der Schönheit von dem Gott der Sonne und des Gesanges erzogen wurde, um später auf einer andern Insel von dem bittersten Schmerz zerfleischt zu werden und nur in einem gewaltsamen Tod durch eigene Hand Trost oder Ruhe finden zu können. Auf der Felseninsel Luckade befindet sich, wie man sagt, eine weit ins Meer hineinragende hohe Landzunge, die früher einen dem Apollo geheiligten Tempel trug. In jedem Jahre wurde dort ein Fest begangen, bei welchem ein Verbrecher, der nicht werth war, das Licht der Sonne länger zu schauen, dem Gott des Lichts zu Ehren von dem Felsen herabgestürzt wurde. Von diesem Felsen — verkündet die Sage —

stürzte sich auch die Dichterin mit dem glühenden Herzen, allein mit ihrem Schmerz. Ich habe ein Gedicht von ihr gelesen, das einzige, dessen Echtheit sicher ist, und ganz gewiß ihr Schwanengesang. Dies ist kein lieblich klagendes Lied, sondern ein Schrei des Zornes und des Schmerzes aus einem starken Gemüth, voller Wohllaut und Liebe, aus einem Gemüth, das sich wohl bewußt ist, ein besseres Schicksal zu verdienen als ihr zu Theil geworden ist. Dieses Gedicht und der Apollo-Cultus sind genügend, den Tod der Sappho zu erklären. Unter solchen Qualen und unter solchen Göttern muß eine edle Natur lieber den Tod wählen als fortzuleben. Im Zeitalter des Heidenthums konnte der Selbstmord eine Tugend sein. Jetzt ist es anders.

Allein ich komme zu weit von Mitylene ab, von dessen heimischen Sitten ich jetzt einiges sagen will. Der älteste Name, den die Geschichte in die Annalen der Insel geschrieben hat, ist der des Pittakus, einer der sieben Weisen Griechenlands, der auf Mitylene geboren und später daselbst König wurde. Ich nehme an, daß von ihm eine Sitte herrührt, die seit uralten Zeiten hier herrscht und von ebenso viel Güte als Weisheit zeugt. Sie betrifft die Frauen und sucht, ganz im Gegensatz von der Sitte des Morgenlandes, die das Weib von seiner Geburt an unselbständig und unfrei macht, demselben eine gewisse Selbständigkeit zu begründen und sie vor Willkür und Noth zu bewahren. Nach dieser Sitte ist nämlich jeder Vater verpflichtet, seiner Tochter — und jeder Tochter, die er hat — ein Haus oder mindestens ein halbes Haus als Mitgift oder als Eigenthum zu geben. Ein Mädchen von reichen Aeltern bekommt ein Haus in der Stadt und auch ein Haus auf dem Lande, und bekommt dann gewiß mehr wie einen Freier. Ein armes Mädchen bekommt keinen Freier, wenn sie ihm nicht wenigstens ein halbes Haus zubringt. Das scheint zu ihrer unentbehrlichen Aussteuer zu gehören. Aber es gehört ihr auch

ganz allein und darf ohne ihre Zustimmung nicht veräußert werden. Ist sie vater- und mutterlos — wie meine junge Wirthin la Smaragda —, so kann sie, wenn sie auch jung ist, frei und allein darin wohnen und braucht nicht zu fürchten, in ihrem Alter — unverheirathet oder verwitwet — ohne Wohnung und Herberge zu sein. Sie hat stets ihr kleines Gärtchen — jedes hiesige Haus hat in der Regel einen Gartenplatz und einige Bäume —, kann ein paar Zimmer ihres Hauses vermiethen oder eine Beschäftigung darin treiben, die ihr zum Brot hilft. Noch heutzutage versorgt ein Vater auf Mitylene seine Töchter vorzugsweise vor seinen Söhnen. — „Die Knaben" — heißt es — „müssen selbst für sich sorgen. Sie können hinaus in die Welt gehen; aber die Mädchen müssen in der Heimat bleiben." — Die Fürsorge der Väter für ihre Töchter soll, wie es heißt, alle Grenzen übersteigen. Um seinen Töchtern eine gute Aussteuer zu verschaffen — was hier als eine Ehrensache angesehen wird —, versagt sich ein Vater alle Vergnügungen und fast das Nothwendige an Kleidung und Unterhalt.

Eine natürliche, aber weniger gute Folge dieses Verhältnisses besteht darin, daß man sich fürchtet, Töchter zu bekommen; daß man sie als eine Last betrachtet, daß Brüder ihre Schwestern „Räuberinnen" nennen. Eine andere solche Folge besteht darin, daß man glaubt, alles, was für Mädchen nöthig ist, zu thun, wenn man ihnen ein Haus schafft. Aber — die Schnecke hat auch ein Haus. Sie kriecht jedoch langsam und schwerfällig damit auf der Erde herum.

Ehre und Dank sei den Weisen, die in dem Dunkel und in der Unruhe der Vorzeit den Erzieherinnen des menschlichen Geschlechts, welche durch barbarische Gesetze rechtlos gemacht worden waren, Schutz zu gewähren suchten; mehr Ehre noch den Weisen und Gerechten, die in spätern Zeiten die ganze Existenz des Weibes frei gemacht haben! Und Ehre und Dank auch den Frauen, welche

sich und ihren Mitschwestern edle Bahnen, wenn auch außerhalb ihrer Häuslichkeit, eröffnet und den Beweis geliefert haben, daß auf allen Wegen und überall in der Welt das Weib eine thätige „Dienerin des Herrn“ sein kann! Der Vater einer Tochter in den Ländern des Abendlandes braucht nicht vor allem daran zu denken, derselben ein Haus zu schaffen; er braucht nur in erster Linie darauf bedacht zu sein, sie zu einem vollständigen, guten und brauchbaren Menschen heranzubilden. Dann könnte es wol geschehen, daß sie ihm eines Tags ein Haus baute. Und ihre Brüder nennen sie nicht mehr Räuberin, dafür aber oft Mutter, Helferin oder Freundin. Auch die Töchter Mitylenes werden ganz gewiß diese höhere Versorgung durch ihre wohlwollenden Aeltern gewinnen. Sie verdienen dies durch ihre reinen Sitten, durch ihre Häuslichkeit, Ordnung, Sauberkeit und Arbeitsamkeit, durch ihre aufopfernde Liebe als Töchter wie als Schwestern und durch die zunehmende Sehnsucht, mit welcher sie aus ihrer kleinen Häuslichkeit oder von ihrer ewigen Nähterei weg hinaus nach mehr Licht, nach mehr Wissen, nach mehr Leben blicken. „Athen, Athen!“ und dessen Schulen und Erziehungsanstalten, das ist auf Mitylene der innerste Seufzer manches armen Mädchens. So z. B. Smaragda und auch deren Cousine Regina, ein großes schönes Mädchen, das oft seinen Tag bei Smaragda verbringt. Diese beiden jungen Mädchen verdienen ihrer Unterhalt mit Nähen, und singen dazu allerliebst. Sie sind stets wohlgekleidet mit hellfarbigen Gewändern, und tragen in ihrem dunkeln Haar gewöhnlich einen Strauß grünes Basilicum, dessen Geruch hier sehr geliebt wird. Sie sticken Taschentücher und Handtücher für türkische Familien auf der Insel, mit Goldfäden und kunstvollem Saum. Jede Braut aus einem bessern türkischen Hause muß eine Menge goldgestickte Tücher zu ihrer Ausstattung haben. Smaragda rühmt die Freigebigkeit der türkischen Frauen; aber — sie möchte so gern etwas anderes

in der Welt thun, als immer nähen; sie möchte so gern etwas mehr von der Welt sehen, als ihr kleines Häuschen und den Brunnen draußen auf dem Markt!

Wenn der Abend anbricht, ziehen sich die beiden jungen Mädchen noch ein bischen besser an, jedoch stets sittsam. Regina's Mutter, zugleich die Tante Smaragda's, eine äußerst fraglustige, neugierige und geschwätzige Frau, kommt dann; es finden sich auch junge Herren ein, rauchen Cigarren und plaudern mit den jungen Mädchen unter den Akazienbäumen im Hofe.

Smaragda ist jedoch feindlich gestimmt gegen die Männer und gegen das Heirathen. — „Die Männer" — sagt sie — „fragen nur nach Piastern. Das häßlichste Mädchen wird in ihren Augen zu einer Schönheit, wenn sie nur ein Haus besitzt, das mit Piastern gefüllt ist. Zu einem schönen Mädchen ohne Piaster können sie wol sagen: — «Ich sterbe vor Liebe zu dir!» — Aber sie meinen es nicht ehrlich und ernsthaft, und dann — —" Eine ausdrucksvolle Armbewegung vollendet den Satz Smaragda's und zeigt deutlich, daß sie die erwähnten Herren bittet, sich zu entfernen, soweit der Weg sie trägt. Ich habe Smaragda prophezeit, daß sie die Männer noch von einer bessern Seite kennen lernen wird. Ich habe ihr gesagt, daß ich in meinem Vaterlande und in einem andern großen Lande jenseit des großen Meeres Männer kannte, welche, wenn sie sich eine Hausfrau suchten, die ausdrückliche Bedingung aufstellten, daß sie nicht viel Piaster haben dürfe. Smaragda sieht dabei aus, als ob sie mir nicht glaubte und die Sache nicht recht begreifen könne.

Ein paar kleine romantische Episoden von der Insel muß ich noch erzählen.

Gestern traf ich am Mittagstisch bei Mr. Amira ein junges Paar von einer der Thermen der Insel, woselbst der junge Mann, der an Rheumatismen tödlich erkrankt gewesen ist, das Bad gebraucht. Nach blos sieben Bädern in dieser warmen Gesundheitsquelle fühlte

er sich schon wieder soweit hergestellt, daß er sich frei bewegen konnte. Doch schrieb er seine Genesung weniger dem Bad als der sorgsamen Pflege seiner jungen Gattin zu. Ohne sie — versicherte er — würde es ihm geradezu unmöglich gewesen sein, an einem Orte zu leben, an welchem alle Bequemlichkeiten des Lebens fehlen. Die beiden liebenden Gatten hatten während des Winters in einer dunkeln Küche wohnen müssen, um vor Wind und Kälte geschützt zu sein; denn ihre Wohnstube hatte keine Fenster. Die junge Frau war eine reizende, lebhafte und liebenswürdige Französin aus Smyrna. Ihr Vater hatte seine Einwilligung zu ihrer Heirath verweigert. Als aber die Gesundheit des jungen Mannes gänzlich gebrochen war, ließ sie sich von ihm entführen, um seine Pflegerin und seine Hausfrau zu werden. Der Vater, hofften sie, würde sich mit der Zeit schon besänftigen lassen. Beide junge Leute sahen herzinnig glücklich aus.

Meine andere romantische Episode betrifft zwei arme Schwestern auf Mitylene. Die ältere von beiden schenkte ihren ganzen Antheil an einem Hause der jüngern, damit diese sich mit einem braven Mann verheirathen konnte, der sie liebte und den sie liebte. Da dieser brave Mann ein Bäcker ist, so hoffe ich, daß es der guten Schwester nie an frischem Brot auf ihrem Tische fehlen wird.

Im übrigen sollen solche Opfer von Schwestern für jüngere Schwestern — oder Brüder — auf Mitylene gar nicht selten sein.

Am 10. Juli.

Der Wind scheint eine weniger angenehme Eigenthümlichkeit dieser Insel zu sein. Er kann wol günstig für die Luft und für die Gesundheit sein, wird aber leicht zu heftig für das Wohlbehagen. Zweitägige heftige Winde haben mich dies erfahren lassen. Der jetzt herrschende Wind wird hier „Carpus-Malte", d. i. der Wind der

Wassermelonen, genannt; denn er soll regelmäßig zu der Zeit wehen, da diese Melonen reifen. Frisch ist er wie der Hauch des Meeres. Gestern Abend unternahm ich eine längere Fußwanderung nach der Seite der Insel, auf welcher die wohlhabenden Türken ihre Wohnungen inne haben. Dieselbe besteht aus einer Reihe von schattigen Thälern, Hügeln und Gärten, voll von Rosenlorber= und andern blütenreichen Büschen und schönen Bäumen. Es ist hier bezaubernd schön und reizend, vielleicht nicht weniger wegen des Mangels an Ordnung und Symmetrie, der in den Anlagen und Gebäuden herrscht; denn es ist eine Regelmäßigkeit, die der eines Paradieses gleichen könnte. Das ist das Verdienst der Insel. Die Natur der Insel und die Achtlosigkeit der Türken sind die Veranlassung dieser Erscheinung. Ich habe nie eine schönere Gegend gesehen. Doch sagt man, daß ich die schönsten Gegenden der Insel an deren südlichen Bergen noch nicht gesehen hätte, wo Wasserströme unter schattigen Platanen rauschen und Bäume aller Art an den Ufern klarer Bäche wachsen, und ihre Zweige voll von saftigen Früchten über deren Wellen ausstrecken! — Die Weinrebe gibt auf Mitylene einen Wein, welcher besser wie der auf Cypern ist. Oliven und Feigen hier sind unvergleichlich. Auch das Thierreich ist reich vertreten. Man findet hier Rehe und Hirsche, sowie es Feldhühner und Tauben hier in großer Menge gibt. Die Bevölkerung scheint betriebsam und thätig zu sein. Auch in armen griechischen Häusern habe ich Sauberkeit und Ordnung gefunden. Die Mädchen plaudern des Abends fröhlich am Brunnen. Wenn die alten Frauen ein bischen weniger gellend und truthühnerartig schrien, so würde es mir nicht unlieb sein. So ist es etwas Erschreckliches, sie zu hören.

Mitylene hat gegenwärtig eben eine Epoche ungewöhnlicher Aufregung und Bewegung. Der Sultan Abdul-Medschid wird auf einer Reise nach Alexandrien, wo er der Hochzeit des Vicekönigs oder dessen Bruders bei=

wohnen soll, in Smyrna erwartet, und die Bewohner von Mitylene schmeicheln sich damit, daß der Sultan der Versuchung nicht werde widerstehen können, bei dieser Gelegenheit ihrer Insel einen Besuch zu machen. Man ist deshalb in voller Thätigkeit, neue Treppen am Landungsplatze anzulegen, die Wege zu bessern und Bäume zu fällen, von denen man glaubt, daß sie für den hohen Herrn, den man sich übrigens übermenschlich hoch und auf einem übernatürlich hohen Pferde vorstellt, ein Hinderniß abgeben könnten. Heute begegnete ich einer alten Frau, die weinend, halb vor Kummer, halb vor Freude, ihren schönen Maulbeerbaum begleitete, der von mehreren Männern den Weg entlang geschleift wurde. Es war ein prachtvoller Baum, ganz frisch, strotzend von Beeren, und der einzige Maulbeerbaum, den die Alte besaß. Aber er stand zu nahe an dem Wege, den der Sultan, „Il nostro Re", passiren mußte; und deshalb mußte er fort, dagegen gab es keine Hülfe. Ich hoffe, daß die alte Frau eine andere Entschädigung als bloße Versprechungen und die Hoffnung, den Sultan an ihrem Hause vorbeireiten zu sehen, bekommen wird. Alle Leute sprechen nur von diesem hohen Besuch.

Mitylene besitzt unter einigen allerliebsten poetischen Sagen auch eine von der Leier des Orpheus, die von den Wellen des Meeres dorthin getrieben wurde, und die man klagend ertönen hörte, bis der ermordete Sänger sein Grab auf der Insel erhalten hatte, und noch mehrere Sagen von Sängern und Philosophen der Vorzeit, die sich hier eine Heimat begründet haben. Warum kommen die Lieblinge der Musen nicht heutzutage hierher?

Nun bin ich bereit zur Abreise. Smaragda, meine geschäftige Wirthin und zugleich meine Dienerin, hat mich mit einem Strauß frisch grünenden Basilicum und mit einem rothgegitterten baumwollenen Halstuche beschenkt, das sie selbst gewebt hat und das den Tüchern, die wir in Schweden weben, merkwürdig ähnlich sieht.

Und nun lebe wohl, schönes, reizendes Mitylene! Dank dir für die Genüsse dieser Tage.

Smyrna, den 12. Juli.

Wieder hier in dem guten europäischen Hause mit schwedischen Interessen und Sympathien! Ich habe dem Jahresexamen im Diakonissenhause beigewohnt, der übrigens eine ganze Woche hindurch dauert. Es war ein heiterer und schöner Anblick, diese jungen, weißgekleideten Mädchen, eine Morgenhymne singend, zu sehen, denn damit beginnt der Examentag. Es war eine Augen- und Ohrenweide zu gleicher Zeit.

Bei einem Theile des Materials schienen mir sowol der Unterricht als die Methode beim Examiniren manches zu wünschen übrig zu lassen. Aber der Geist und der Eifer, der die Vorsteherin der Anstalt beseelt, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sie für die verschiedenen Zweige des Unterrichts den hohen Standpunkt zu erreichen suchen wird, den sie der Anstalt in moralischer und physischer Beziehung gewonnen hat. Derselbe kommt mir erziehend in besten Sinne vor; ein schönes Wort, aber nur zu selten verstanden und noch seltener als Ziel jeder Erziehung und jedes Unterrichts aufgefaßt. Minna Grosse hat es verstanden und aufgefaßt, und ihre Liebe zu diesem Beruf sowie ihr persönlicher Charakter sind die Säulen, die ihre Anstalt stützen und sie selbst bei den unzähligen Schwierigkeiten aufrecht erhalten, welche ihr eigene Kränklichkeit und der fortwährende Kampf gegen die morgenländische Barbarei und gegen die Feindschaft der fremden Glaubensverwandten — der römischen und griechischen Christen — bereiten. Sie geben ihr die Kraft, trotz aller dieser Schwierigkeiten beständig vorwärts zu schreiten und ihre Anstalt mit zunehmendem Erfolg, mit zunehmender Freude und mit zunehmendem Muthe zu erweitern und zu vervollkommnen, sodaß sie nunmehr —

um ihren eigenen lebendigen Ausdruck zu benutzen — „darin lebt wie ein Fisch im Wasser". Ganz besonders freut sie sich über den Einfluß, den sie sichtbar auf diese jungen Gemüther gewinnt, um sie zur Wahrheit und Gewissenhaftigkeit zu leiten — Eigenschaften, von denen morgenländische Kinder im allgemeinen wenig Begriff haben. Das Gewissen ist in der Regel das allerletzte, an dessen Erziehung die römisch-katholischen und griechischen Aeltern des Morgenlandes bei ihren Kindern denken. Auch die oberflächlichen Ansichten über Erziehung auf seiten der Aeltern legen der edeln Erzieherin bei Ausübung ihres Berufs große Schwierigkeiten in den Weg. Besonders hindernd steht ihr die bei den griechischen Christen noch sehr übliche Geringschätzung der Frauen und ihres Berufs auf Erden entgegen.

Vor einiger Zeit hatte sie ein außergewöhnlich wohlbegabtes hoffnungsvolles griechisches Mädchen unter ihren Eleven. Das Mädchen war zwei Jahre bei ihr gewesen und hatte in der Entwickelung ihres Gemüths wie ihrer Intelligenz die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Da kam eines Tags ihr Vater und sprach zur Vorsteherin: — „Ich habe meine Tochter verkauft und muß sie deshalb von hier wegnehmen. Ich bitte Sie, die Güte zu haben, dieselbe darauf und auf ihre Verheirathung mit Herrn ** vorzubereiten!" — Erschrocken und betrübt erwiderte ihm die Lehrerin: — „Sie haben Ihre Tochter verkauft, mein Herr, und zwar an einen Mann, den sie nicht kennt, den sie vielleicht nicht einmal lieben kann! Und sie ist noch so jung, noch ein halbes Kind, in den besten Jahren des Lernens und so froh darüber, daß sie lernen kann! Wollen Sie denn nicht an das Glück Ihres Kindes denken?"

— „Daran denke ich ja eben bei dem in Frage stehenden Geschäft" — versetzte der Vater. — „Ich gebe ihr 600000 Piaster Mitgift, und ihr bestimmter Gatte, Herr **, hat ein jährliches Einkommen von 100000 Pia-

stern. Sie wird wie eine Königin leben, wird beglückwünscht, wird beneidet werden. Was kann sie mehr zu wünschen haben? — Ich bitte Sie, ihr die Sache im rechten Licht darzustellen. Morgen werde ich ihr Nähterinnen zuschicken, die ihr das Maß zu neuen Kleidern nehmen sollen. In den letzten Tagen dieser Woche soll sie in mein Haus übersiedeln und ihrem künftigen Mann vorgestellt werden."

Dem Willen des Vaters mußte nachgekommen werden. Als dies seiner Tochter angekündigt wurde, erbleichte sie und weinte. Aber der Wille ihres Vaters war Gesetz für sie. Daß ihr eigenes Herz, daß ihr Gewissen bei der Frage über ihre Verheirathung ein Abstimmungsrecht haben könne, fiel ihr gar nicht ein. Weinend verließ sie die Heimat ihrer Jugend und ihr fröhliches frisches Jugendleben für immer; denn das griechische Gynaceum (die Abtheilung für Frauen in einem griechischen Hause) ist für das geistige Leben nicht viel besser als der Harem der Türken.

Es ist nicht Mangel an Zärtlichkeit, wenn griechische Väter, wie der obenerwähnte Vater, ihre Töchter „verkaufen"; es ist blos Mangel an Einsicht in das weibliche Herz und in das wahre Glück des Lebens. Griechische Väter hegen nicht selten in hohem Grade jene an Schwachheit grenzende Liebe zu ihren Töchtern, die ich in allen Ländern als eine der unter den Männern herrschenden, meist liebenswürdigen Schwächen wahrgenommen habe, die aber, wie jede Schwäche, nichts Gutes erzeugt.

Einen rührenden Beweis von Vaterliebe gibt gegenwärtig ein Grieche in Smyrna. Seine einzige Tochter war eine Elevin des dasigen Diakonissenhauses. Zwischen Vater und Tochter fand eine gegenseitige Liebe von fast magnetischer und magischer Gewalt statt: er konnte kaum einen Tag existiren, ohne sein Kind, wenigstens auf einen Augenblick zu sehen. Und sie schien die Annäherung ihres Vaters schon in der Entfernung wahrzunehmen und seine

Schritte zu hören; ihr ganzer kleiner Körper zitterte dann vor Freude. Sie wurde plötzlich krank und ihr Vater nahm sie zu sich in sein Haus, um ihre Pflege persönlich überwachen zu können. Als die Krankheit sich verschlimmerte, kam er zu der Diakonissin und sprach: — „Betet für meine Tochter! Betet, daß sie wieder gesund wird. Wenn Eure Gebete erhört werden, will ich an Euern Gott glauben, will ich ein guter, ein evangelischer Christ, will ich demüthig, dankbar werden!" — Der sonst so starre und heftige Mann, der bis dahin an keinen Gott geglaubt hatte, war fromm und nachgiebig geworden. Aber — seine Tochter starb. Und nun lebte seine ganze Heftigkeit wieder auf in dem stürmischen Schmerz, mit welchem er bald gegen das Schicksal haderte, welches ihm die Freude seines Lebens entrissen hatte, bald die entseelte Hülle seines Herzenslieblings umfaßte. Er ließ ihren Leichnam einbalsamiren und wollte sich nicht davon trennen. Bald ruft er sie mit den beweglichsten Worten an, ihm zu antworten, ihm nur „ein einziges Wort" zu sagen. Bald spricht er: — „Schlaf, meine Tochter, schlaf, mein Liebling, schlaf in Ruhe; dein Vater wacht über dir!" — Und so sitzt er die ganze Nacht hindurch an der Seite der tief Schlafenden. Sein Schmerz scheint in einen stillen Wahnsinn überzugehen. Wird nicht die Hingeschiedene ihm eines Nachts ein Wort von Leben und Widersehen zuflüstern? — Oder wird der tiefe Schmerz um sie ihn nicht zu dem, der die Auferstehung und das Leben ist, und durch ihn einmal wieder zu ihr führen? — Ich hoffe es. Amen!

Mit meinen freundlichen liebenswürdigen Wirthsleuten habe ich einige Ausflüge in die Umgegend gemacht. Die Umgebungen von Smyrna sind ungemein reizend und haben denselben parkartigen Charakter wie die Environs von Mitylene. Aber die Stadt Smyrna ist, wiewol groß in ihrer räumlichen Ausdehnung und ihrer Volksmenge nach, doch ohne Schönheit und Interesse als Stadt, und

zeigt sich keineswegs frei von der Unordnung und Unsauberkeit der morgenländischen Städte.

Zwei hiesige Merkwürdigkeiten, welche wißbegierige Reisende nicht gern zu sehen unterlassen, sind der Gottesdienst der tanzenden Derwische und das Grab des Märtyrers Polykarp. Ueber die erstern werde ich mehr sagen, wenn ich sie hier oder anderswo gesehen haben werde. Gegenwärtig habe ich blos beschreiben hören, wie die Derwische sich nach den wirbelnden Tönen einer Flöte herumschwingen, aber mit einem solchen Rhythmus und mit so großer Feierlichkeit, daß man davon einen feierlichen und erhebenden Eindruck empfängt. Man hält diesen Tanz für ein Ueberbleibsel des geheimnißvollen Gottesdienstes, der früher auf der Insel Samothraki gefeiert wurde. Allein niemand weiß hier die Tendenz desselben zu erklären.

Das Grab des Polykarp zeichnet sich durch dunkle Cypressen aus, und befindet sich etwas weiter oben auf dem Abhang des Berges, an dessen Fuße Smyrna liegt. Polykarp war ein Schüler des Johannes. Seine Standhaftigkeit im Kampfe gegen das Heidenthum und zuletzt als Märtyrer in seinem hohen Alter ist — wenn man seinen Tod auch der legendarischen Ausschmückung entkleidet — eine bewundernswürdige Episode aus der Geschichte der ersten christlichen Kirche und ein herrliches Zeugniß von dem Sieg des neuen Lebens über alles, auch über die moralisch geschwächte Macht des Alterthums. Als in der skandinavischen Göttersage der starke Thor mit Riesen und Göttern gekämpft hatte und Sieger geblieben war, wurde er von „einer alten Frau, die ihm ein krummes Bein unterstellte", zur Erde geworfen. Diese alte Frau war — das Alter (Ella). Polykarp war 80 Jahre alt, stand aber unerschütterlich fest in seinem Glauben und in seiner Liebe unter fortwährenden Martern und zuletzt in den Flammen des Scheiterhaufens.

Ich werde nun Smyrna und Kleinasien verlassen, und thue dies mit einem gewissen wehmüthigen Gefühl, daß ich sowenig von diesem merkwürdigen Theil der Alten Welt gesehen, dessen Küste ich soeben umschifft habe. Dieser Theil ist doch der merkwürdigste der ganzen Erde. Er trägt den Ararat (der die Arche Noah's trug), und trägt noch jetzt das Andenken an die Sündflut und an den Vater Noah. *) Er trug die älteste höhere asiatische Civilisation unter den Regenten Lydiens und Persiens, später die griechischen, und noch später die ersten christlichen Gemeinden, diese Pflanzschulen der neuen Weltbildung. Gegenwärtig ist Kleinasien eine Ruine von dem, was es früher gewesen ist; und wenn auch meine Kräfte, meine Zeit und meine sonstigen Mittel es gestatteten, ich würde es nicht wagen können, mich in das Innere des Landes zu begeben. Räuberische Kurden und andere raublustige Nomadenhorden durchstreifen beständig das Land, machen die Wege unsicher und hindern in Verbindung mit erpressenden Beamten jede friedliche Vermehrung der christlichen Bevölkerung, die sonst bald das Land erfüllen und demselben seinen frühern, ja einen weit größern Wohlstand zurückgeben würde. Unter den jetzigen Verhältnissen und unter der gegenwärtigen Regierung nimmt die Unordnung und Unsicherheit mit jedem Tage zu. Nur mit Lebensgefahr kann sich der Reisende ohne hinreichende Bedeckung tiefer in das Land hineinwagen. Nur Armuth schützt den Reisenden und die im Innern des Landes wohnenden Christen oder Juden mit Sicherheit. Deshalb fürchten diese Landbewohner den Anschein des Reichthums mehr als sie die Sünde fürchten. — „Ihr seid sicher vor mir, denn Ihr seid arm!" sagte neulich ein offenherziger Araber zu einem evangelischen Missionar. — „Ich bekenne,

---

*) Die Weinrebe, jedoch im verwilderten Zustande, wächst noch jetzt am Fuß des Ararat und soll vortreffliche Trauben tragen.

daß es in meinen Augen der größte Fehler eines Mannes ist, reich zu sein!"

Mehrere türkische Regierungsbeamte scheinen dieselben Ansichten zu hegen. Auch müssen Juden wie Christen hier zu Lande kriechen und heucheln, und sich vor gemeinnützigen Anlagen und Unternehmungen hüten, wenn sie den Verdacht großer Wohlhabenheit und infolge dessen den Verdacht eines großen Verbrechens vermeiden wollen. „Der Hahn, der zur Unzeit kräht, muß den Kopf verlieren", sagt ein türkisches Sprichwort, und ein anderes dergleichen sagt: „Gott bewahre uns vor dem Richter und vor dem Arzt!" *)

In jetziger Zeit scheinen sich die verheerenden Kräfte der Natur mit den Barbaren zu verbinden, um das uralte Heimatland des Despotismus zum Zittern zu bringen. Erdbeben erschüttern wieder und immer wieder Armeniens hohes Plateau und lassen dessen Städte zusammenstürzen. Neulich ist fast ganz Erzerum durch ein Erdbeben zerstört worden, und die Bevölkerung hat sich geflüchtet.

In Smyrna spricht man zwar davon, kann aber gegenwärtig daselbst nur an eins denken, an den vermutheten baldigen Besuch des Sultans. Er hat an die Regierungsbehörde von Smyrna ein Handschreiben erlassen, worin er sagt, daß seine „lieben und getreuen Smyrnioten diesmal ganz gewiß mit ihm zufrieden sein würden, sowie er mit ihnen". Und Smyrna ist voll von Entzücken und unterthänigem Eifer, seinen Sultan und seine Sonne, „den Schatten Gottes auf Erden", auf eine würdige Weise zu empfangen.

Eine französische, sehr gut redigirte Zeitung, das „Journal de l'Orient", wird seit einigen Jahren unter dem Schutz der hohen Pforte in Smyrna herausgegeben.

---

*) Dieselben Sprichwörter sind auch auf Persien und die meisten nichtchristlichen Staaten Asiens anwendbar, denn ihr Zustand gleicht dem der Türkei.

Dieselbe zeigt sich im höchsten Grade parteiisch für die Türkei den ausländischen Mächten gegenüber eingenommen, macht aber doch die Regierung der Türkei auf mancherlei Misbräuche und Mängel in der Verwaltung des Landes aufmerksam. Das ist doch ein Anfang zu der anregenden Thätigkeit der periodischen Presse.

Ich verlasse nun Smyrna, aber nicht, um — wie mein Plan früher war — nach Athen zu reisen, sondern um Konstantinopel zu besuchen. Was ich dort machen will? Das weiß ich selbst nicht recht. Zum ersten mal auf meiner Reise gebe ich einem Zuge nach, der seine Wurzel nicht in einer geistigen Nöthigung hat. Man hat mir gesagt, und ich habe mir selbst gesagt, daß Konstantinopel gegenwärtig Asiens merkwürdigste Stadt, dessen größter Ueberrest von der politischen Macht des Orients in Europa und in der Welt ist, — daß ich den Orient nicht verlassen darf, ohne diese Stadt gesehen zu haben, da ich derselben einmal so nahe bin und mit so großer Leichtigkeit dahin gelangen kann u. s. w. Dies alles hat mich nicht überzeugt, aber es hat mich überredet, es hat mich hingerissen, und ich reise morgen nach Konstantinopel ab, und erst, nachdem ich einige Tage daselbst zugebracht haben werde, nach — Athen!

Achtundzwanzigste Station.

Rückblick auf die Fahrt durch den Archipelagus. Die Dardanellen. Konstantinopel. Mein neuer Ritter. Traurige und heitere Neuigkeiten. Fahrt im Bosporus. Sultan Abdul-Medschid. „Das süße Wasser Asiens.“ Die Sophienkirche. Die Janitscharen. Der Delphische Dreifuß. Die tanzenden Derwische. Das Innere Konstantinopels. Brunnen. Bazar. Die eiserne Säule. Dschamberlidasch. Sagenhafte Veränderung. Etwas über die Türkei und über deren Zukunft. Hindernisse der Reform. Konstantinopels große Tagesklatscherei. Despotismus und Freiheit. Die Frauen und die Priester in der Türkei. Die brüllenden Derwische. Ideale des Morgenlandes und des Abendlandes. Stellung Syriens. Abreise nach Griechenland.

Pera in Konstantinopel, den 16. Juli.

Mit einer Wehmuth, wie ich sie beim Abschied von neuerworbenen Freunden selten empfunden habe, trennte ich mich am 14. Juli von der schönen Häuslichkeit, von der liebenswürdigen Familie, die in Smyrna mein gewesen waren. Man bat mich, noch länger zu verweilen. Warum mußte ich Menschen und Verhältnisse, unter denen ich mich so wohl befand, so bald wieder verlassen? —

Ich weiß es selbst nicht. Ein Etwas — ich kann nicht sagen, was — trieb mich fort, weiter fort, nach Norden, auf meiner einsamen Fahrt. Und als ich einmal wohlbehalten an Bord des Amsterdam angekommen war, da war es zu spät zur Reue. Also — fort — fort mit dem Gefühl der Wehmuth, fort mit dem zu spät gekommenen „Wenn" und „Aber"; alle Gedanken müssen dem Tag und der Stunde gehören!

Aber der Tag ist stürmisch und die Wellen gehen hoch, — die Fahrt während der Nacht droht unruhig zu werden, — und ich hätte in meinem ruhigen harmonischen Asyl in Smyrna bleiben können! — Schon wieder dort? — Fort, weg mit euch, ihr wiederkehrenden unnützen Gedanken! — Morgen will ich wieder wacker sein.

Es ist unmöglich, bei Mitylene anzulegen; Wind und Wellen sind zu stark. Nicht einmal ein kleines Boot wagt sich mit den Poststücken hinaus. Das Schiff treibt und muß die offene See suchen. Gut, daß ich dich schon während einiger schönen Tage gesehen habe, erinnerungsreiches Lesbos, reizendes Mitylene! Einen zögernden Blick zurück auf deine herrlichen Berge und Thäler — und dann weiter vorwärts, vorwärts der unbekannten Ferne entgegen! Der Wind ist uns entgegen, heftig und kalt, das Meer dunkel, der Wogenschwall im Zunehmen. Das alte Amsterdam knarrt und ächzt entsetzlich. Es ist unmöglich, zu schlafen. Die Gedanken bleiben wach und werden unruhig, auch sie. Ich denke an das van Lennep'sche Haus, an die Diakonissenanstalt, die Palme und Perle auf dem Boden des Morgenlandes für dessen weibliche Jugend; ich denke, ich möchte — — — doch ich will nicht weiter denken! Die Königin der Nacht steht hoch am Himmel, und ich weiß von alters her, daß sie mir hold ist. Gute Nacht! — Uebrigens will ich für Damen das Dampfschiff Amsterdam nicht empfehlen.

Am 15. Juli ist der Morgen hell und frisch. Ich bin zeitig oben auf dem Verdeck. — „Guten Morgen!" —

rufen mir von allen Seiten bedeutende Orte und großartige Erinnerungen zu: Tenedos, das noch im Hintergrunde seine pyramidale Größe aus dem Meere erhebt; die Felsen von Imbros steigen zur Linken aus dem Morgennebel hervor, und über sie hinweg blicken die Spitzen von Samothraki — Samothraki, dessen Mysterien, dessen ältester Glaube und Cultus in der Welt so oft meine Wißbegierde gereizt hat. Zur Rechten breitet sich die Ebene von Troja aus. Hinter diesen zerrissenen ruinenähnlichen Felsen zeigt man die Wälle der frühern Burg von Troja. Am Ufer erhebt sich der Grabhügel des Ajax (groß wie der Grabhügel Odin's bei Upsala); weiterhin erblickt man die Grabhügel Hektor's und Patroklus'. Große Schatten von wandernden Wolken hängen über dem Gefilde und über den Höhen. Die Erinnerungen an die Helden der Vorzeit hängen an ihnen wie — große Schatten.

Was ich bei Homer am wenigsten bewundere, sind seine Helden und seine Götter. Ist es nicht unter Trojas Mauern, wo uns die Iliade den Hektor zeigt, indem er seinen Besieger Achilles bittet, seinen Leichnam zu schonen? — Und Achilles läßt diesen Leichnam im Staube um die Mauern Trojas herumschleifen. Wie ich dies als kleines Mädchen las — und das ist schon lange her —, wurde ich darüber aufgebracht, und gedenke dessen noch immer.

Gegenwärtig tobt der Krieg nicht weit von Trojas Strand, auf dem schönen Boden Italiens; aber der Sieger ehrt doch den besiegten Feind, pflegt dessen Wunden und verhöhnt seinen Leichnam nicht. Der Genius der Menschlichkeit wandelt über das Schlachtfeld, sobald die Schlacht vorüber ist. Die Menschheit ist fortgeschritten; und du, Grabhügel des verhöhnten Helden, stehest noch da, um Zeugniß davon und von der Barbarei der gepriesenen Vorzeit abzulegen!

Einlaufen in die Dardanellen! Hier nähern sich Asien

und Europa einander und begrüßen sich von zwei Festungen aus. Chateau d'Asie und Chateau d'Europe nennt man sie.

Sie nähern sich einander wie zwei Potentaten, die persönliche Bekanntschaft miteinander machen oder über Krieg und Frieden beschließen wollen. Asiens hohe Berge ziehen sich in die Ferne zurück; die Ufer Asiens sind poetisch und grün, die Europas prosaisch und braun. Beide werden immer schöner, immer cultivirter und immer bevölkerter, während sie an beiden Seiten des Bosporus nebeneinander hinlaufen.

Sestos und Abydos! — Romantisch schöne Höhen und Thäler, besonders Sestos' am europäischen Ufer. Im Hintergrunde ein hoher grünender Hügel, der gleichsam über das Thal hereinblickt nach der Meerenge und nach Asien zu. So blickte früher Hero nach Abydos, ihren Leander vergebens suchend. Die großen kriegerischen Erinnerungen, welche sich an die Dardanellen knüpfen, sind minder tief in das Gedächtniß der Menschen eingeschrieben, als diese Episode aus dem Liebesleben des Herzens. Ewiges Herz! Weil du früher warst, bevor die Dardanellen waren, und weil du sein wirst, wenn diese nicht mehr sein werden!

Die Ufer Europas und Asiens nähern sich hier einander am meisten. Daß Leander's Heldenthaten im Schwimmen keine Erdichtung sind, hat in neuerer Zeit Lord Byron bewiesen, indem er hier durch die Meerenge geschwommen ist. Hinter Sestos und Abydos ziehen sich die Ufer wieder voneinander zurück. Neue Chateaux d'Asie und neue Chateaux d'Europe, mit Kanonen gespickt, zeigen sich auf den Anhöhen. Bei den zwei befestigten Städten der Dardanellen verweilen wir einen Augenblick. Gegen Abend kommen wir hinaus in das Marmormeer; der Wind bläst so heftig aus dem Norden, daß wir erst am folgenden Tage Konstantinopel erreichen können. Das freut mich; denn unsere Ankunft erfolgt

dann bei Tageslicht. Gewöhnlich kommt das Dampfschiff spät am Abend, am zweiten Tage nach seiner Abreise von Smyrna, daselbst an. Handelsfahrzeuge liegen auf dem ganzen Wege haufenweise vor Anker und warten auf günstigen Wind, um nach Konstantinopel und nach dem Bosporus zu segeln.

Erst um die Mittagszeit des folgenden Tags, des 16. Juli, nähern wir uns Konstantinopel, der dreifachen Kaiserstadt an den Ufern des Marmormeeres, des Bosporus und des Goldenen Horns — ein prachtvoller Anblick! — Vor uns öffnet sich der Bosporus mit Skutari (der türkischen Stadt) auf dem asiatischen, und mit Pera (der fränkischen Stadt) auf dem europäischen Ufer; zur Linken die lange Bucht des Goldenen Horns zwischen Pera und dem alten Byzanz oder Stambul. Auf einem hohen Hügelrücken dehnt sich dasselbe von Westen nach Osten aus, gekrönt von weißen Moscheen mit hohen Minarets, aus einem Wald von dunkeln Häusern emporsteigend. Seine äußerste Spitze ist das äußerste Ende des Serails, welches seinen Fuß im Marmormeer badet. Aus seinen grünen Parks leuchten weißschimmernde Paläste und Moscheen hervor, am höchsten unter ihnen Aja Sophia mit vier Minarets und Achmedan (die Moschee des Sultan Achmed) mit sechs Minarets. Unten am Meer liegt das frühere Serail des Sultan Mahmud. Die Schiffe flaggen auf allen Seiten und die Kanonen donnern — es ist der letzte Tag des Kurbân Beirâm, des großen Opferfestes der Muselmanen.

Unser Dampfschiff wendet sich um die Spitze des Serails ins Goldene Horn. Welch ein Gewimmel von Fahrzeugen, Dampfbooten, Kriegsschiffen und Handelsschiffen jeder Größe, die mit Menschen und Waaren belastet kommen und gehen, sowie von kleinen Kaiken, die zu Hunderten wie Fliegen über die Meereswellen huschen! Es ist fast übermächtig groß und reich. Wie soll man durch dieses Gewimmel hindurchkommen? — Als aber endlich

das Dampfschiff ruhig auf dem Wasser des Goldenen Horns im Hafen von Pera lag, mußte ich an Stockholm denken. Die Aehnlichkeit in der Lage und in dem Bild von Land und Meer ist augenfällig; aber das Leben ist mannichfaltiger und die Verhältnisse sind großartiger.

Menschenfischer aus Pera (Abgesandte aus den Hotels und Bootsleute) stürmen das Fahrzeug und laden die Reisenden ein. Wir lassen uns von einem derselben fangen (das Beste, was man in solchen Verhältnissen thun kann) und lassen uns und unser Gepäck hinunter in einen Kaik schaffen, der uns an das Ufer von Pera bringt. Wir klettern eine halbe Stunde hindurch bis auf die Höhen von Pera — ein mühseliges Werk an diesem sonnenheißen Tage — und nehmen Platz im Hotel de Byzanz, einem guten, aber sehr theuern, doch immer noch keinem der theuersten Hotels, mit Service sechzehn Francs täglich! Die Luft hier oben ist erfrischend, und die Aussicht über Skutari mit den pyramidalen Höhen im Hintergrunde, sowie über Byzanz und über die Ufer des Goldenen Horns ist unvergleichlich!

Einsam reiste ich von der Küste Kleinasiens ab, einsam glaubte ich nach Konstantinopel zu kommen, und nun sage ich „wir". Ich habe einen Reisegesellschafter in Mr. Williams, einem englischen Gentleman und einem dito Original, gefunden. Noch jung durchreiste er die Welt ohne einen andern Zweck als sich zu amusiren, und gegenwärtig amusirt er sich damit, sich auf eine wahrhaft ritterliche Weise zu meinem Cavalier zu machen. Ein Sohn kann nicht aufmerksamer gegen seine Mutter sein, als Mr. Williams sich gegen mich zeigt. Und so finde ich mich auch hier, wo ich mich einsamer als irgendwo glaubte, so beschützt und so mit Liebe umgeben (ich kann keinen andern Ausdruck gebrauchen), wie ich es kaum noch während meiner ganzen Reise gewesen bin.

Wir waren Reisegesellschafter von Smyrna aus, und wurden bereits am ersten Tage unsers Zusammenseins

Freunde, und zwar durch folgende Veranlassung. Ein ausgezeichnet schönes griechisches Frauenzimmer saß an unserer kleinen Table=d'hôte neben ihrem Bruder. Ihr Gesicht war so rein und edel, daß es mich wunderte, als einer der mitanwesenden Herren auf französisch, was auch die Griechin sprach und verstand, einen ziemlich groben Ausfall gegen die griechischen Frauen machte, die, wie er sagte, „gar nichts taugten". Dieser Ausfall wurde aufgenommen und mit Ernst zurückgewiesen von einem blonden, noch jungen Mann, dessen Aussehen und Benehmen den englischen Gentleman verrieth. Er nahm die Partie der griechischen Damen auf eine Weise, die den Angreifer zum Schweigen brachte und ziemlich beschämt aussehen ließ. Mir gefiel der ritterliche Sinn dieses jungen Mannes, und ich zeigte mich deshalb sehr zugänglich gegen seine Bekanntschaft, als er dieselbe am Abend dieses Tags dadurch einleitete, daß er zu mir von Schweden sprach, wo er gewesen war, und den Namen Jenny Lind's und auch meinen Namen nannte. Von diesem Augenblick an wurde Mr. Williams mein Cavalier.

Die erste Neuigkeit, die mir bei meiner Ankunft hier begegnete, als ich meine Augen auf „La presse d'Orient" warf, welche auf einem Tisch des Vorzimmers lag, war die Nachricht von dem Ableben des Königs Oskar in Stockholm am 8. Juli. Obgleich ich wußte, daß sein Gesundheitszustand schon seit längerer Zeit sein endliches Hinscheiden, auch für ihn selbst, wünschenswerth machte, so traf mich diese Nachricht doch schmerzhaft. Ein guter Mensch und ein guter König weniger auf Erden ist ein Unglück für die Menschen. Und König Oskar war gewiß einer der besten und geliebtesten Monarchen. Ein besseres Herz gab es nicht, und vielleicht gab es auch kein Augenpaar, welches das Leben des Herzens mit mehr Wahrheit aussprach. Nie werde ich seinen Blick bei einer Unterredung vergessen, der ersten und der letzten, die ich mit ihm über die Gefangenpflege und über den mora=

lischen Einfluß der Behandlung auf den Verbrecher hatte. Er glaubte an die Macht der Wahrheit und der Güte auf Erde; und die zunehmende Liebe, welche ihm die Bevölkerung Schwedens und Norwegens während seiner zwanzigjährigen Regierung widmete, beweist, daß er sich nicht geirrt hatte. Es ist mir, als hätte ich einen persönlichen Freund und Wohlthäter verloren. Gesegnet sei sein Andenken!

Die andere große Neuigkeit des Tags ist der Abschluß des Friedens zwischen den kriegführenden Mächten in Italien, Oesterreich einerseits und den Verbündeten, Piemont und Frankreich, andererseits. Stückwerk und Flickwerk, wie dieser Frieden zu sein scheint, dürfte derselbe doch den Grund für Italiens künftige Einheit und politische Freiheit legen. Daß Piemont an Macht und Einfluß gewinnt, ist gegenwärtig das Wesentliche; denn Piemont ist das Vorbild für das freie Italien. Das Uebrige wird mit der Zeit und mit den Eisenbahnen kommen. Italien ein freier Bundesstaat — das ist das Ideal, für welches dessen edelste Patrioten zu ihrer Zeit geschrieben, gekämpft, geblutet und ihr Leben geopfert haben! Gut, daß der Tag dazu anbricht, der Tag, an welchem du, schönes Italien, eine freigewordene harmonische Stimme in dem Chor der freien vorwärtsstrebenden Völker sein wirst! Denn erst dann wirst du werden, was einer deiner edelsten Söhne früher prophetisch von dir gesagt hat: „ein allgemeiner Boden und eine Mutter für alle Länder, auserwählt von den Göttern, um den Himmel schöner zu machen, die Menschen zu bilden, die Sitten zu mildern, mit einem Worte, ein gemeinsames Vaterland für alle Völker der Erde!“ *)

Sehr viel gesagt; aber nicht zu viel für denjenigen, welcher die erziehende und veredelnde Macht der Schönheit und der Anmuth kennt!

---

*) Plinius' Geschichte, III, 5.

Doch ich vergesse ganz, daß ich in Konstantinopel bin.

Mein artiger Cavalier Mr. Williams führte mich am Abend des Tages, an welchem wir angekommen waren, auf die Promenade von Pera, Petits champs des morts, eine mit Bäumen bepflanzte Terrasse, auf einer Seite mit schöngebauten Häusern, auf der andern mit einer herrlichen Aussicht durch die dunkeln Cypressen eines türkischen Begräbnißplatzes über das Goldene Horn und über Stambul. Der Vollmond warf sein verschönerndes, geheimnißvolles Licht darüber. Oben auf der Terrasse spielte die Musik; Herren und Damen, die meisten in europäischen Anzügen, saßen an ihren Tischen, tranken Kaffee, Limonade u. s. w., oder wandelten bei den Klängen der Musik, beim Licht des Mondes oder der Lampen auf und ab. Man konnte sich in eine europäische Stadt versetzt glauben. Licht und Lärm in Byzanz, auf der andern Seite des Goldenen Horns, war schon längst erloschen und verstummt (denn in einer türkischen Stadt hört alles äußere Leben sehr bald nach Sonnenuntergang auf), während man auf den Höhen Peras noch musicirte, spazierte und conversirte. Pera wird jetzt beinahe ausschließlich von Christen bewohnt.

Sonnabend, am 18. Juli.

Am vergangenen Tag, Freitag, war der Sonntag der Türken. An diesem Tage kann man den Sultan sehen, wenn er die Moschee besucht. Welche Moschee er zu besuchen beabsichtigt, erfährt man erst am Vormittag desselben Tags. Jeden Sonntag besucht er eine andere und gewöhnlich eine der kleinern Moscheen, denn in den großen Moscheen muß er viele Almosen geben, während er in den kleinen jedesmal mit vier- bis fünftausend Piastern wegkommt. Das ist schön, dachte ich.

Ich wünschte den Sultan Abdul-Medschid zu sehen, und mein artiger Cavalier Mr. Williams ist stets bereit, mich zu führen und zu begleiten, wohin ich will.

Um 11 Uhr vormittags empfangen wir die Nachricht, daß der Sultan seine Andacht in einer kleinen Moschee am europäischen Ufer des Bosporus halten wird, der fashionablen türkischen Promenade an dem süßen Wasser Asiens gerade gegenüber. Es ist weit hinauf am Bosporus. Gleichviel. Wir steigen in einen Kaik, in welchem wir uns auf orientalische Weise niedersetzen, und zwei Ruderer, in grauweiße, gestreifte seidene Jacken gekleidet und mit dem rothen Fes bedeckt, eilen mit uns den Bosporus entlang.

Ein Kaik ist ein langes, sehr schmales, an den Enden zugespitztes Boot, welches das Wasser mit großer Schnelligkeit durchschneidet, aber bei hohem Wellenschlag und Seitenstößen nicht ohne Gefahr ist; auch muß man darin äußerst vorsichtig in allen seinen Bewegungen sein, am liebsten sitzen oder ganz still liegen. Schöne Holzschnitzereien von Blumen, Laubwerk und andern Figuren schmücken die innern Seiten der leichten Boote; rothe Kissen oder prächtige Decken bekleiden den Sitzplatz. Die Kaiken halten sich meist dicht an den Ufern des Bosporus; denn in der Mitte des letztern gehen die Dampfboote, welche hier Omnibusse genannt werden, und diese sind gefährliche Bursche für die kleinen Kaiken. Vor einigen Wochen wurde ein Kaik Alichalib-Paschas von einem solchen Omnibus übersegelt, und ihr hoher Eigenthümer, der Sohn Reschid Paschas und der Schwiegersohn des Sultans, kam dabei ums Leben. Wir nehmen uns wol in Acht vor einem solchen Abenteuer, halten uns hübsch an dem europäischen Ufer und sehen uns hübsch um. Wind und Wellen sind gegen uns, und die Strömung ist an mehreren Stellen so stark, daß der Kaik mit Tauen längs dem Ufer gezogen werden muß. Allein das geht bei den daran gewöhnten Schiffsziehern schnell

und sicher von statten. Mein Cavalier wirft Trinkgelder aus, als wenn er ein Sultan wäre, und die Türken werfen sich über die zerstreuten Münzen, als ob sie noch nie solche Silbermünzen gesehen hätten.

Wir fahren an einem Palast nach dem andern vorüber, sämmtlich verfallen und zerfallend; andere sind weiß, neu erbaut und prächtig; die meisten gehören dem Sultan und sind von diesem erbaut oder niedergerissen. Jene beiden sind für seine zwei verheiratheten Töchter, dieser für seinen Harem, der da für die Verschnittenen; dieses große, ausgezeichnet prächtige und geschmackvolle Gebäude für ihn selbst. Draußen auf dem Wasser liegen weißbemalte Kaiken mit goldenen Verzierungen am Vorder- und Hintertheil; einer von ihnen trägt einen mit rothem Sammt bekleideten Thron und einen Thronhimmel mit Goldfransen. Wol mehr als zwanzig Ruderer in weißseidenen Jacken warten darin auf ihren hohen Herrn und Beherrscher. Am Ufer vor dem Palast steht ein Musikchor und ist bereit, zur Abfahrt zu blasen.

Wir fahren an einer kleinen Moschee am Ufer vorüber, die zierlich und ausgeputzt wie ein französischer Pavillon ist; sie wird Valide (Mutter) genannt und ist von der nunmehr verstorbenen Mutter des Sultans gebaut worden, einer gutmüthigen Dame, die mit dieser Moschee ein Hospital für Kranke von allen Religionen und eine Herberge für arme lernbegierige Studirende verbunden hat — wohlgemeinte Anstalten, die nach dem Tod der Sultanin in nichts zerfallen sind. Wir eilen vorbei, den Bosporus hinauffliegend, um es zu ermöglichen, noch vor dem Sultan an der Moschee zu sein. Aber vergebens. Kanonenschüsse, Trommelwirbel und Musik verkündigen, daß der Sultan seinen Palast verlassen hat, und sein Kaik soll, wie man sagt, über das Wasser hinfliegen. Wir haben eine halbe Stunde Vorsprung; allein bald erblicken wir die weißen und vergoldeten Kaiken hinter uns; bald müssen uns dieselben

einholen, die Schiffe flaggen und salutiren durch Schuß auf Schuß; von Station zu Station an den Ufern ertönen Trommeln, erklingt Musik. Der Sultan fährt vorbei. Jetzt ist die kaiserliche Flotille in unserer Nähe, jetzt rudert sie an uns vorüber: zuerst ein großer weißbemalter Kaik, in welchem der Großadmiral sitzt; dann der Kaik des Sultans mit zwanzig und etlichen Ruderern, welche bei jedem Schlag mit dem Ruder aufstehen und vor dem Selbstherrscher eine Verbeugung machen, als ob sie sonst keinen rechten Zug bekommen könnten. Er sitzt auf seinem Throne von Sammt und Gold mit einem Thronhimmel über seinem Haupt, ein kleiner Mann im dunkeln Rock und mit einem rothen Fes auf dem Kopfe. Er unterhält sich lebhaft mit ein paar Herren, die ihn begleiten, und gesticulirt dazu mit der Hand. Auf unsern kleinen Kaik warf er nur einen flüchtigen Seitenblick; seine Gesichtszüge vermochte ich nicht recht zu unterscheiden. Nun, ich werde ihn wol noch bei seinem Ausgang aus der Moschee treffen!

Der kaiserliche Kaik mit seinem methodischen Ruderschlag fliegt über die Wellen dahin. Sieben bis acht kleinere Kaiken mit Ministern, Generalen und Hofherren folgen ihr. Bald haben wir die weiße Flotille aus dem Gesicht verloren, und nur Kanonenschüsse und Trommelwirbel geben uns das Signal, wo der Sultan fährt. Wir folgen ihm.

Diese Ufer des Bosporus, wie schön sind sie! Es ist als ob Asien und Europa sich, wo sie sich einander am meisten nähern, am schönsten schmückten. Hier ist Park an Park, Landhaus an Landhaus; hier und da ein armenisches oder griechisches mit geöffneten Fenstern; die meisten derselben jedoch türkische mit vergitterten Fenstern und ganz kleinen Löchern zum Herausgucken für die Bewohnerinnen des Harems. Dazwischen leuchten blumengekrönte Terrassen und Paläste mit Gärten von Hügel zu Hügel, von Thal zu Thal, und einige Anhöhen

hervor, die blos mit Fichten und Tannen bewachsen sind — ein erfrischender Anblick —, und inmitten aller dieser Schönheit tanzen die blitzenden Wellen hervor, eine Welt von Dampfschiffen, Segelfahrzeugen und Kaiken tragend; Meerschwalben in ganzen Scharen streichen darüber hin, weiße Möven wiegen sich oder schwimmen dahin; Porpoisen hüpfen, Delphine tummeln sich — alles ist Leben und Lust. Die Sonne glänzt an den Ufern Asiens und Europas, die einander zulächeln und, wie der Dichter Tyanites in seiner Bosporomachie, zu sagen scheinen: — „Wenn du auch am schönsten bist, so habe ich doch den Vortheil davon, denn ich bin es, der dich betrachtet!"

Die kaiserlichen Kaiken liegen leer am Ufer. Der Sultan ist in der Moschee, einem kleinen Gebäude, dessen Minaret hinter Bäumen versteckt ist. Wir steigen daselbst ans Land und stellen uns an den nach dem Ufer führenden Ausgang der Moschee. Ein Militärbeamter weist uns sehr freundlich einen Platz an und drängt das Volk zurück, das sich näher an die Treppe der Moschee herandrängen will; zwischen der Moschee und dem Ufer sind Wachen ausgestellt. Eine corpulente Frau in europäischem Anzug und mit einem Strohhut läßt sich jedoch nicht auf die Seite drängen. Sie ist wohlgekleidet, in halber Trauer, führt an jeder Hand ein kleinen Knaben und ein kleines Mädchen, hat sich zunächst an der Treppe der Moschee aufgestellt und kämpft mit den Wachen, welche sie ein Stück weiter hinunterweisen wollen. Endlich lassen sie die Frau, wo sie eben ist. Aber wer ist sie denn? — Die Ehefrau des Directors von der Kapelle des Sultans — erzählt man uns. Ihr Mann, ein Italiener —, so erzählt man weiter — hat einem Frauenzimmer im Harem des Sultans ein Geschenk gemacht und ist seitdem nicht wieder außerhalb des Palastes gesehen worden. Seit dieser Zeit sind vierzehn Tage vergangen. Seine Frau hat während dieser Zeit überall nach ihm fragen, ihn in den Zeitungen ausrufen lassen, und ist

nun hier, um den Sultan zu fragen, wohin ihr Mann gekommen ist. Sie ist eine unschöne und sehr dicke Dame, aber ihre Blässe, ihre Kinder und diese Geschichte machen sie interessant.

Ungefähr dreiviertel Stunde haben wir vor der Moschee gewartet, auf die murmelnden, halb singenden Stimmen drinnen lauschend, als sich Zeichen der Ankunft des Sultans wahrnehmbar machen. Militärs von hohem Rang stellen sich auf den Treppenstufen der Moschee auf; die Wachen bilden Reihen auf beiden Seiten des kurzen Wegs zwischen der Moschee und dem Strand. Man sieht auf den Gesichtern aller den Ausdruck, daß sie bereit stehen, ihre Häupter vor ihrem Beherrscher zu beugen. Alles ist still und ruhig und wartet seiner. Auch ich warte mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Sympathien des Sultan Abdul-Medschid mit der Bildung des Abendlandes, ein und der andere edle Zug von ihm, z. B. seine Schenkung von Ländereien in Syrien an den französischen Dichter Lamartine, sein Verhalten im letzten Kriege gegen Rußland, seine gegenwärtige Stellung als morgenländischer Despot, dessen Ohnmacht infolge seines Mangels an Energie und seines Mangels an Geld vielleicht noch größer als seine Macht ist, und als Repräsentant, vielleicht der letzte, der sinkenden Gewalt des neuern byzantinischen Kaiserreichs; Sohn des Serails, das gleich einer falschen Delila seinen Herrn einschläfert und ihm jedes Streben nach einem neuen Leben abschneidet — der Sultan Abdul-Medschid war mir eine Persönlichkeit von großem Interesse, wenn nicht als Person, doch als Curiosität.

Und nun erheben sich die Blicke der hohen Herren auf den Treppenstufen, und ihre Häupter senken sich. Ein kleiner Mann in einem dunkelfarbigen Rock, mit einer dunkelrothen Mütze mit einer langen schwarzen Quaste auf dem Kopf, und mit einem blassen unschönen Gesicht, kommt die Treppe herab, leicht und ungenirt wie ein Handlungscommis — konnte das wol der Sultan

sein? — Ja, er mußte es sein, denn der ältliche Militär an seiner Seite antwortet mit dem Ausdruck tiefer Ehrfurcht auf einige Worte des kleinen Mannes, und die dicke Frau mit den Kindern tritt ihm hastig in den Weg, als wollte sie ihm das Entkommen abschneiden. Er stutzt, tritt einen halben Schritt zurück und runzelt die Augenbrauen sehr drohend. Doch hört er achtsam auf das, was sie ihm zu sagen hat; allein er hört mit finsterm Gesicht, und wirft dann einen fragenden Blick auf seinen Schwager, den Großadmiral. Dieser sagt ihm einige Worte zur Erklärung, und mit Achselzucken sowie mit ein paar Worten, welche zu sagen scheinen: — „Was weiß ich von Euerm Mann?“ — winkt er der dicken Frau, aus dem Wege zu treten, und geht nach dem Ufer hinunter, indem er sich freundlich mit den Herren unterhält, die ihn begleiten. Er steigt in seinen Kaik, aus welchem man jetzt den Thronhimmel hinweggenommen hat, zieht seine Handschuhe an und grinst die Sonne an, wobei seine von Taback gebräunten Zähne sichtbar werden und sein unschönes charakterloses Gesicht einen unangenehmen Ausdruck bekommt. Das ist also der Mann, welcher „der Schatten Gottes auf Erden“ genannt wird, über das Leben und Glück von 35 Millionen Menschen unbeschränkt herrscht, und bei dem sich jedes Frauenzimmer in seinem Reiche überglücklich schätzen muß, ihm leibeigen *) oder als Sklavin zu gehören.

---

*) Zur Ehre des weiblichen Geschlechts in der Türkei muß hier jedoch bemerkt werden, daß dies keineswegs ohne Ausnahme ist. Man hat mehr als einmal in Konstantinopel von schönen jungen Mädchen gemunkelt, die dem Sultan als Geschenk übersandt worden sind, die aber, und besonders dann, wenn sie ihr Herz bereits vergeben hatten, sich lieber getödtet oder durch Gift tödten lassen haben, als dem Sultan angehören wollten.

Ein seltener vorkommender und weniger tragische Vorfall, für dessen Wahrheit ich Bürgschaft leisten kann, ist folgender:

Einer der gegenwärtigen Minister des Sultans sandte dem-

Ich habe mehrere gekrönte Häupter gesehen, aber keins, das mir so ohne Würde, so ohne alle Art von Auszeichnung vorgekommen wäre wie dieser „Schatten Gottes auf Erden". Und doch sollte der Thron eine erziehende Macht zum Guten oder zum Bösen haben. Reisende, die den Sultan Abdul-Medschid nur bei öffentlichen Audienzen gesehen haben, bemerken gewöhnlich blos das Leblose und Automatenartige in seinem Aeußern. Ich sah ihn aber anders. Er war lebhaft, und sein Gesicht, wenn auch blaß, deutete mehr Kraft und jugendliche Gesundheit an, als ich aus Beschreibungen an ihm zu finden erwartet hatte. — „Das macht" — sagte man mir — „weil er seit einigen Jahren kein anderes Getränk als Champagner trinkt, und das hat ihn gestärkt. Außerdem war er am heutigen Tage bei guter Laune. Aber sehr oft sieht er recht finster aus!" — Abdul-Medschid hat übrigens die türkischen Familienzüge, das ovale Gesicht mit etwas hervorstehenden Backenknochen, die gegen das Ende hin breite und gebogene Nase, die dunkelbraunen, wohlgebildeten, aber nicht großen Augen und die feingezeichneten Augenbrauen. Am schönsten erschienen mir diese letztern, als sie sich drohend zusammenzogen; dabei erschien auch das Gesicht am bedeutendsten. Könnten sie sich zu einem wirklichen Ernst zusammenziehen, so würde Abdul-Medschid ein bedeutender Mann sein. Mild von

---

selben als Geschenk ein schönes tscherkessisches Mädchen, das er in seinem Hause erzogen hatte. Sie gefiel dem Sultan außerordentlich, wurde in seinen Harem aufgenommen und empfing die Versicherung, daß sie das Glück haben würde, zu einer seiner Kadinen erhoben zu werden. Allein sie entgegnete darauf: — „Ich bin Christin und frei, und werde dem Sultan nicht angehören, wenn er sich nicht mit mir trauen läßt und mich zu seiner einzigen und gesetzlichen Gemahlin macht!" — Und dabei blieb sie. Da sich dies aber unmöglich thun ließ, so wurde sie ihrem Pflegevater wieder zurückgeschickt. Später hat sie sich sehr vortheilhaft mit einem Griechen verheirathet.

Natur, ein guter Sohn, ein guter Bruder, nur ungern, obgleich Despot, zum Unterschreiben eines Todesurtheils zu bewegen, fehlen dem Sultan keineswegs weichere Empfindungen.*) Was ihm fehlt, ist wahrer Ernst, wahre Kraft. So scheint es mir wenigstens. Er nimmt sich keiner Sache recht an, sondern läßt die Dinge gehen, wie sie eben gehen können und wollen. — „Allah Kerim!" — Gott ist groß und thut was er will. Laßt uns den Tag und die Stunde genießen. Und ein Genuß für den Tag und die Stunde fehlt einem Sultan nicht.

In seinem vergoldeten Kaik, von der weißen Flotille begleitet, begab sich nun der Sultan quer über den Bosporus an das Ufer Asiens, wo ein kleiner Fluß nach dem Innern des Landes läuft, den die Europäer das süße Wasser Asiens nennen. Die Ufer desselben sind die Champs Elysées Konstantinopels, namentlich des türkischen Konstantinopels, wo dessen feine Welt an jedem Festtage promenirt. Und hier am Ufer des Bosporus hat sich Abdul-Medschid einen prächtigen Kiosk gebaut, in welchem er sich dann und wann mit seinen Sultaninnen

---

*) Daß diese Weichheit in dem Charakter Abdul-Medschid's doch nicht im Stande gewesen ist, den Barbaren in ihm gänzlich zu beseitigen, geht daraus hervor, daß er, obgleich er der erste Sultan in der Türkei ist, der seinen Bruder nicht blos am Leben, sondern auch in der Freiheit läßt — und dieser Bruder Abdul-Medschid's ist viel reicher an Leib und Seele begabt als der Sultan selbst —, doch den alten scheußlichen Gebrauch fortsetzen läßt, jedes Kind männlichen Geschlechts von den Schwestern oder Töchtern des Sultans — die Brüder des Sultans dürfen sich nicht verheirathen — sofort nach dessen Geburt erdrosseln oder sonst auf eine andere Weise aus dem Wege schaffen zu lassen. Abdul-Medschid's einzige Schwester, mit dem Großadmiral Mehemed-Ali Pascha verheirathet, bekam einen Sohn und bat so flehentlich um dessen Leben, daß es dem Henker erweichte und das Kind am Leben gelassen wurde — zwei Jahre lang; da fand die Mutter eines Tags ihr Kind erdrosselt in der Wiege. Sie wurde wahnsinnig und starb vor Gram.

auf einige Stunden aufzuhalten pflegt. Dahin richtete er jetzt seine Fahrt.

Unser kleiner Kaik folgte ihm über den Bosporus, drang dann in einen kleinen Fluß stromaufwärts zwischen grünenden Ufern, und legte bei einer Brücke an, an welcher bereits Hunderte von Kaiken lagen. Von hier wanderten wir an den Ufern des Flusses hin durch baumbewachsene Höhen und Thäler bis zu einer kleinen grünenden Ebene, welche sich zwischen den Hügeln gebildet hat. Hier bewegte sich heiter die türkische gesellige Welt, die höhere in Wagen, die niedere zu Fuß, ungefähr wie die gesellige Welt Stockholms im dasigen Thiergarten, nur auf einem weit beschränktern Platze. Zuerst stießen wir auf das Küchendepartement. Hier wurden, und zwar unter freiem Himmel, kleine Stücken Fleisch, Leber und Zunge am Spieß gebraten, und wer Appetit hat, kann sich hier einen warmen Mundbissen verschaffen, der sehr beliebt bei türkischen Gaumen ist; Brot, Kuchen, allerlei Früchte, türkisches Confect liegen zum Verkauf ausgebreitet. So eröffnet sich die Ebene. Auf derselben bewegt sich Schritt vor Schritt Araba hinter Araba (ein türkischer Wagen), in einem elliptischen Kreise wartend. Die meisten derselben sind nur mit einem Pferd bespannt, und der Kutscher geht zur Seite desselben. Drinnen sitzen die Schönen, alte, junge und Kinder; die jungen und die Kinder mit Blumen und goldenem Schmuck im Haar, zuweilen mit Juwelen. Darüber ruht der weiße Musselinschleier, die Stirn bis zu den Augenbrauen verhüllend, und ein Zipfel desselben, Jackmack genannt, bedeckt den untern Theil des Gesichts bis zur Nasenspitze. Dieser Schleier ist jedoch oft sehr durchsichtig. Nur die dunkeln Augen blicken frei, aber selten lebensfroh aus der Chrysalide. Die Gesichter der Kinder sind unverschleiert und oft recht schön, obgleich man fragen möchte, ob nicht die Rosen auf ihren Wangen künstliche sind, wie die Blumen, die sie im Haar tragen. Einige Wagen zeichnen sich durch

Sonderbarkeit in der Form und in den Verzierungen aus; zwei oder drei wurden von weißen Ochsen gezogen, von deren Köpfen Stahlfedern hoch in die Luft emporstiegen und mit langen herabhängenden wehenden rothen Quasten geschmückt über die Rücken der Ochsen zurückgebogen sind. Diese Wagen sind eine Art von Wurstwagen, prächtig verziert, und mit einer Bedachung von Seide oder Sammt mit goldenen Fransen versehen. Sie sehen mit ihrem Inhalt von Jugend, Blumen, weißen Schleiern und buntfarbigen seidenen Mänteln wie wahre Blumenkörbe aus. Dies ist die türkische Araba alten Stils.

Auf der andern Seite der Ebene halten Wagen, in denen Herren sitzen, und die Herren begucken die Damen. Einige Herren zu Pferde thun dasselbe. Dunkle Augen und feurige Blicke begegnen einander nicht selten. Aber nach einiger Zeit erscheint doch dies alles beschränkt, kleinlich und zum Sterben langweilig. Man dreht und wendet sich immer auf derselben Stelle, in demselben Kreise und auf dieselbe Weise. Die Gruppen, welche sich an dem Ufer des kleinen Flusses lang hin auf Teppiche ins Gras gelagert haben, bieten weit mehr Interesse. Man kann hier wenigstens die Frauen essen und trinken und das Leben zusammen mit ihren Kindern genießen sehen; aber heitere frische Gesichter vermisse ich auch hier, und schöne Gesichter gibt es fast gar nicht. Die meisten sind sehr blaß. Nach einer Stunde verließen wir dieses beschränkte Elisée und begaben uns wieder nach dem Bosporus. Hier, und zwar gerade unter dem kaiserlichen Kiosk, befindet sich eine größere freiere Ebene, die sich am Ufer hinzieht, und hier fand soeben eine große Versammlung von Menschen, meist von Frauen, statt, deren Mäntel in allen Farben des Regenbogens glänzten, nur daß sie mehr leuchteten als jene. Viele unter diesen Frauen haben unverhüllte Gesichter, obgleich sie türkische Kleidung und den Schleier tragen; sie ge-

hören der griechischen und armenischen Bevölkerung am Bosporus oder in Konstantinopel an. Sie sitzen in Gruppen längs des Gitters am Kiosk oder auf den Treppenstufen des großen Brunnens unter den Platanen, den größten und schönsten Bäumen dieser Gegend. Dieser Anblick ist in der That heiter und prachtvoll, am meisten durch den Glanz der schönen seidenen Mäntel, rosenroth, gelb, grün und blau. Ich bemerke auch einige sehr hübsche junge Türkinnen mit äußerst durchsichtigem Jackmack hier; aber der Ausdruck ihres Gesichts ist ohne Seele und ohne Leben. Er gleicht dem von gefangenen Seelen.

Dort oben im Kiosk sind die Fenster geöffnet; aber man sieht keine Gesichter. Unter der Menge unten gehen Derwische herum und betteln. Träger von Eis und Limonade rufen ihre Waaren aus. Jetzt bildet sich ein Kreis unter dem Volk. Eine Art von Bajazzo macht mit seinem Stock und mit seiner Zunge Platz, und auf dem in dieser Weise gebildeten Schauplatz treten drei Personen auf. Diese belustigen das Publikum durch akrobatische Evolutionen, Sprünge und Späße in Worten und Handlungen, die mir sehr einförmig und ziemlich grob vorkamen. Aber die Türken lachten sehr darüber; es waren nämlich fast ausschließlich Männer und Knaben, welche das zuschauende Publikum ausmachten.

Es war ein schönes Gefühl, als ich mich nach diesem geistlosem Auftritt wieder auf den Wellen des Bosporus befand, und nun von der Strömung rasch dem Goldenen Horn und dem Hafen von Pera zugeführt wurde!

Der Thurm Leander's liegt auf einem Felsengrund mitten in der Mündung des Bosporus, an den kühnen, aber unglücklichen Schwimmer erinnernd. Wie schön erglänzt im Sonnenlicht die Spitze des Serails mit den weißen Moscheen und Minarets, aus schattigen Parkanlagen emporsteigend und von dem flimmernden Wasser umtanzt!

Sonntag, den 17. Juli.

„Aja Sophia! Aja Sophia!“ Ich mußte dich doch sehen, du großartiges Symbol einer erhabenen Idee, Tochter einer vereinigten göttlichen und menschlichen Weisheit! Der Wunsch, dich zu sehen, war eine der Ursachen, die mich hierherführten; allein bei meiner Ankunft mußte ich der Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches entsagen, denn um dich zu sehen, bedarf es eines Fermans vom Sultan, und einer Gesellschaft, die zahlreich genug ist, um ein Backschisch von mehreren hundert Francs zusammenzubringen, und zu keinem von beidem sah ich irgendeine Aussicht. Reisende gab es gerade jetzt wenige in Konstantinopel, und unter denselben keine, die mir bekannt waren. Ich nahm deshalb am gestrigen Morgen Abschied von der Sophienkirche, während ich einen einsamen Spaziergang auf den Höhen von Pera unternahm, und mich dabei mit dem Gedanken vertraut machte, daß ich weder sie noch eine andere der großen Moscheen Achmed's, Selim's, Bajasid's u. s. w. in der Nähe sehen würde, die mit ihren Minarets den hohen Bergrücken krönen, der das alte stolze Byzanz trägt. Als ich in mein Hotel zurückkam, stand ein kleiner wichtig aussehender Mann da, der mich französisch fragte, ob ich heute um 11 Uhr mich einer Gesellschaft anschließen wollte, um „Sainte-Sophie“ und die übrigen Merkwürdigkeiten auf dem Hügel des Serails zu sehen. Er war Inhaber der kaiserlichen Erlaubniß dazu. Wie dies geschehen war und wie sich dies gefügt hatte, weiß ich nicht; ebenso wenig kann ich begreifen, wie der mir unbekannte kleine Mann Kenntniß von meinem Wunsche erhalten hatte, von welchem ich, wie ich bestimmt weiß, gegen niemand etwas geäußert hatte. Sei es damit wie es wolle — ich liebe es, in solchen Zufällen „jene Aepfel und Birnen zu sehen, die, wie Luther sagt, der große Vater im Himmel zuweilen seinen Kindern zuwirft, um ihnen seine Nähe zu

zeigen". Und wie viele dergleichen hat er mir auf dieser Reise zugeworfen!

Um 12 Uhr stand ich in der Sophienkirche, ergriffen und befangen, wie ich es noch nie von irgendeinem Tempel oder Kunstwerk von Menschenhand gewesen bin! — Von Baukunst, Baustil u. s. w. verstehe ich wenig, noch weniger von den Kunstausdrücken der Architektur. Ich will deshalb von der Aja Sophia als Kunstgegenstand nichts sagen, und nur einige Worte von dem Eindruck oder von dem Bilde erwähnen, den dieser Tempel unter allen Tempeln der Erde für immer auf mich gemacht hat. Alle großen Kirchen, die ich bisher gesehen habe, und unter denselben vor allen die Peterskirche in Rom, haben zu viel Weltliches und Menschliches, zu viel Kapellen, Monumente, Ornamente, Statuen, Gemälde, Seitengänge und Seitengedanken. Die Peterskirche in aller ihrer Größe und Pracht ist vorzugsweise eine Apotheose des Papstthums. Heiligenbilder, Päpste, Bischöfe und die Bilder derjenigen, welche dem päpstlichen Stuhl Dienste geleistet haben, zeigen sich überall darin; Engel, welche Papstmützen tragen, fliegen gen Himmel; überall drängen sich menschliche Gestalten und Ideen hervor. In der Sophienkirche wölbt sich alles um einen einzigen großen Gedanken, dem alles dienen muß, und der sofort Augen und Gemüth mit Klarheit und Kraft anspricht. Größe und Einheit, Majestät und Harmonie — das ist die Idee, um welche sich die Kirche wölbt. Alles darin dient dazu, diese Idee hervorzurufen: die schönen Säulen aus dem Tempel in Ephesus und aus dem Sonnentempel in Baalbek, das kreisrunde Gewölbe tragend; die offenen gewölbten Galerien höher oben in den vier Ecken; die großartigen majestätischen Wölbungen; der Chor im Osten und Westen; die Galerien im Süden und im Norden — alles umgibt den großen, freien, von keiner Säule getragenen oder unterbrochenen Raum, über welchem die wunderbar leichte schöne Kuppel schwebt, durch deren

Kranz von Fenstern das Licht hereinströmt, welches den ganzen Raum harmonisch und schön erleuchtet! Wie von dem dunkeln Grunde — wo die dunkelrothen und grünen Säulen des heidnischen Tempels in düsterm Schatten, aber dennoch schön stehen — alles emporsteigt, alles sich erhebt, ernst in Farben und Formen, aber gleichwol je höher, desto freier, desto heiterer, bis zu dem Gewölbe empor, aus dessen höchster Höhe das Licht Gottes hereinstrahlt. Ich wollte, liebe Leser, ich könnte euch dies schauen lassen wie ich es schaute, euch fühlen lassen wie ich es fühlte!

Ein gedämpftes melodisches Tönen erfüllte den Tempel. Es waren die Stimmen der Betenden, die hier und da auf dem mit Matten belegten Fußboden knieten, und deren Gebete in ein leises harmonisches Klingen zusammenflossen. Der Abscheu der Mohammedaner gegen Bilder und Schmuck in ihren Gotteshäusern ist in Wahrheit vortheilhafter für die Schönheit der Sancta-Sophia, als die bunten Lampen und Laternen des griechischen Gottesdienstes, dessen gemalte Bilder und allerlei kindischer Flitterstaat. Namentlich stören ihre durch die Nase gesungenen Messen. Die Sophienkirche besitzt gegenwärtig von menschlichen Denkmälern nur acht große schwarze Schilder, welche in goldenen Buchstaben die Namen Mohammed, Ali, Abubekr und anderer rechtgläubiger Nachfolger des Propheten tragen; allein sie halten sich hübsch an den Wänden.

Die Türken haben alles Mögliche gethan, um in der Sancta-Sophia alle Spuren der frühern christlichen Kirche zu vertilgen; allein das ist ihnen nur sehr unvollkommen gelungen. Auf den ungeheuern eisernen Thüren sieht man noch deutlich die Spuren des Kreuzes, welches von denselben abgerissen worden ist. Und in der Wölbung des Altarchors erblickt man durch die Masse von Kalk und Vergoldung, welche darüber geschmiert worden ist, noch immer die Züge von dem Bild der heiligen Sophie, „voll von Majestät und Milde", wie dieselbe von einem Mann geschildert worden, der sie sah, als die

Kirche noch in christlichen Händen war. Der Altar hat natürlicherweise der goldenen Pforte oder der Nische Platz machen müssen, welche dem heiligen Tempel in Mekka oder der Kaaba zugewendet ist. Allein da Mekka südöstlich von Konstantinopel liegt, während die Sophienkirche, wie alle christlichen Kirchen, ihren Chor im Osten hat, so hat die mohammedanische Kyble darin eine schiefe Stellung zu dem Chor erhalten, und eine solche Lage haben auch die langen Strohmatten, welche den Fußboden bedecken, und demgemäß auch alle die dort Betenden, welche während des Gebets ihr Antlitz nach dem Tempel von Mekka gerichtet haben müssen.

Was die Sophienkirche gewesen ist, als sie in ihrer ganzen vollen Pracht dagestanden hat, kann man aus den Ueberresten der vergoldeten Mosaik ahnen, die hier und da noch an den Wölbungen der Galerien schimmern. Ueber die Malereien an denselben haben die Türken dunkelgelbe Farbe, und auf diese schwarze Rosetten geschmiert. Als die Kirche in ihrer ganzen Pracht fertig geworden war, rief ihr letzter hoher Baumeister, der Kaiser Justianus, aus: — „Ich habe dich besiegt, Salomo!"

Wie der Sophientempel gegenwärtig dasteht, ist sie doch ein großer und treffender Ausdruck des Wortes, welches von den Sibyllen, von David, von Paulus und nach dem letztern von Mohammed ausgesprochen worden ist und noch jetzt tagtäglich von allen mohammedanischen Minarets in dem ganzen weitausgedehnten türkischen Reiche ausgerufen wird, welches aber die griechischen und katholischen Christen im Morgenlande einigermaßen vergessen zu haben scheinen: — „Es ist nur ein einziger Gott!"

Alle Moscheen in Konstantinopel haben die Sophienkirche zum Vorbild genommen. Wir besuchten an diesem Vormittag auch die Achmedan oder die Moschee des Sultans Achmed. Imponirend durch äußern Umfang und durch Massenhaftigkeit erscheint sie dem Beschauer, nachdem derselbe die Sophienkirche gesehen hat, nur wie

eine plumpe geschmacklose Nachahmung dieser. Die Achmedan befindet sich auf der Stelle des frühern Hippodroms, und besitzt eine besondere Merkwürdigkeit in dem Dreifuß des Delphischen Orakels, der, vom Fuße des Parnaß hierhergebracht, gegenwärtig draußen vor der Moschee in einer, von einem eisernen Gitter umgebenen Wandvertiefung steht. Es ist eine Säule, aus drei kupfernen Schlangen bestehend, die sich umeinander winden. Ihre Köpfe fehlen; sie sind, wie man sagt, vom Sultan Mohammed II. abgehauen worden. Die Schlangen sind hohl, und aus ihnen stieg vielleicht der Rauch, der die Pythia berauschte, wenn sie Orakelsprüche sagen sollte.

Das Serail des Sultan Mahmud liegt unterhalb der Sophienkirche, in der Nähe des Marmormeeres. Es hat viele recht schöne Zimmer und eine unvergleichliche Aussicht über den See mit seinen Inseln (die Prinzeninseln genannt), sowie über Skutari und die Ufer des Bosporus. Nach dem Tode des Sultans wohnten noch vierzig Damen seines Harems daselbst. Jetzt steht es ganz leer. Wohin mögen wol diese vierzig Damen gekommen sein? — Fragt man danach, so bekommt man zur Antwort ein Achselzucken, welches bedeuten kann, daß sie aus dem Wege geräumt worden sind, durch Gift oder andere Mittel — „Gleichviel! Es waren ja nur Frauen des verstorbenen Sultans; sie taugten für niemand und zu nichts weiter!" — sagen die Türken.

Die Wahrheit ist jedoch, daß sie in das alte Serailgebäude übergesiedelt sind und daselbst unterhalten werden, wahrscheinlich nicht in der besten Weise; aber sie werden doch keineswegs gewaltsam auf die Seite geschafft, wenn sie sich nicht schwer gegen die Gesetze des Serails vergehen oder, von Haß oder Eifersucht angetrieben, einander selbst diesen Dienst oder Undienst leisten.

Der Hügel des Serails, ausschließlich Eigenthum des Großherrn, umfaßt in seinem bedeutenden Umkreis mehrere Paläste, Parks, Gärten, Kioske und große Höfe

mit prächtigen Brunnenhäusern. Die Ottomanische Pforte, die Große Pforte (die jedoch keineswegs ihrer Größe oder Schönheit halber merkwürdig ist), befindet sich auf dieser Anhöhe mit Mauern, die mit goldenen Inschriften bedeckt sind. Durch diese Pforte gelangt man zu den Bureaux des Großveziers und der übrigen Minister, in den Conseilsaal und in mehrere andere Säle und Zimmer der Regierung. Der Sultan hat von seinem Kiosk aus eine geheime Thür und einen verborgenen Gang, wodurch er, wenn er will, ungesehen in den Divan gehen und der Versammlung seiner Räthe beiwohnen kann.

Der Palast der Janitscharen ist ein großes, nicht weit von dem Hügel des Serails gelegenes Gebäude, in dessen Sälen man zu seinem Erstaunen und zu seinem Vergnügen Abbildungen seiner frühern, nun für immer verschwundenen Bevölkerung in Lebensgröße und in vollem Costüm findet. Diese Bilder — von europäischen Künstlern — sind vortrefflich ausgeführt, und sehen in der Mehrzahl so außerordentlich häßlich und grausam aus, haben aber dabei so viel Individualität, so viel Natur und Wirklichkeit an sich, daß man sich vor ihnen fürchten möchte und sehr erfreut bei dem Gedanken ist, daß sie — von Wachs sind.

Die Costüme sind ebenso außerordentlich und oft äußerst komisch, die Turbane himmelstürmend. Diese furchterregende Schar — furchterregend für alle vom Vezier und Admiral herab bis zu den Köchen und Confectbäckern — war es, welche die Hohe Pforte lange im Schach hielt. Sie hatte die Oberherrschaft über den Sultan, ermordete den Sultan Selim und den Sultan Mehemed an der Seite seines Bruders Mahmud, erhob diesen letztern auf den Thron und trotzte ihm dann in täglich zunehmendem Uebermuth, bis er endlich, hart geworden durch harte Behandlung und rachedurstig infolge lange unterdrückter Wuth, Kanonen von den Kriegsschiffen und aus der Stadt auf diesen Palast und dessen Höfe

richten und 10000 Janitscharen niederschießen ließ. Man hat mir die Versicherung gegeben, daß damals das Wasser des Bosporus roth vom Blute gefärbt gewesen sei. *) Die wenigen, welche das Blutbad überstanden, ergriffen die Flucht und wurden dann für immer verbannt. Mahmud regierte von da an unbeschränkt. Das hinderte jedoch nicht, daß er einige Jahre später auf eine noch schrecklichere Weise als alle seine Opfer sterben mußte. Gegenwärtig rauschten die Bäume und plätscherten die Quellen friedlich über dem Platz dieses frühern Blutbades.

Heute will ich die sogenannten tanzenden oder sich drehenden Derwische sehen, die jeden Sonntag ihre Tekie oder Kirche in Pera für neugierige Fremde öffnen, und dann wollen wir, mein unvergleichlicher Ritter Williams

---

*) Man rechnet gegen 60000 Janitscharen, welche an diesem und den folgenden Tagen in Konstantinopel getödtet worden sind. Die Janitscharen waren ursprünglich eine Art von Leibwache, welche sich des Sultan Osman's Sohn, Orkhan, aus Christenknaben bildete, die er ihren Familien wegnahm und in der Lehre des Islam wie in der Kunst der Waffen unterrichten ließ. Diese Sitte währte unter den nachfolgenden Sultanen fort, welche dadurch die Kräfte ihrer christlichen Unterthanen zu schwächen glaubten. Diese kaiserliche Leibwache zeichnete sich bald durch Tapferkeit und andere für ihren Gebieter werthvolle Eigenschaften aus; mehrere Mitglieder derselben wurden zu den höchsten Würden des Reichs befördert oder aus den Sold des Sultans entlassen, um ihre eigenen Herren zu werden. Aber der Janitschar, mochte er Großadmiral oder Koch geworden sein, blieb doch stets Janitschar, d. i. Mitglied einer Corporation, die in einem ganz besondern unmittelbaren Verhältniß zum Großherrn stand und mit eigenthümlichen Rechten und Freiheiten begabt war. Daraus entstand ein gewaltiger Kastengeist, und durch die Länge der Zeit eine politische Gewalt, die endlich dem Großherrn zu übermächtig wurde und an Uebermuth, Mord und Gewaltthätigkeiten aller Art zunahm, bis sie endlich, wie eben erwähnt wurde, vom Sultan Mahmud (im Monat Januar 1826) im Blute der Janitscharen erstickt wurde.

und ich, das süße Wasser Europas besuchen, eine Promenade am europäischen Ufer beim Ausgang des Goldenen Horns.

Konstantinopel ist ein Galaschauspiel, wenigstens für die Reisenden, die sich nur wenige Tage daselbst aufhalten. Nicht am wenigsten schön ist dort um diese Jahreszeit ein Sonnenuntergang, wenn die Fenster Skutaris glänzen, als wären sie von Feuer und Gold, an ihren alten Namen der goldenen Stadt (Chrysopolis) erinnernd; wenn die Hügel des Bosporusufers mit Purpur gefärbt sind, und die fernen Berge Asiens bis zu der schneeigen Höhe des Olymps bei der alten Hauptstadt der Türkei (Brusa) in einer Flut von Licht schwimmen. Mehr als einen Abend habe ich vom Dach meines Hotels aus dieses prachtvolle Schauspiel betrachtet und das Panorama von Konstantinopel im Glanz der goldenen Abendsonne bewundert.

Am 19. Juli.

Wenn die Planeten ihre leuchtenden Kreise um ihre lebenspendende Sonne ziehen, dann strahlen sie in deren Licht; wenn die Sphären, inspirirt von einer gewaltigen unsichtbaren Centralmacht, dem Urquell aller Lebenskraft, Schönheit und Freude, das Leben wieder ausstrahlen, welches sie empfangen haben, dann singen sie in harmonischen Chören und berauschen, selbst berauscht, alle Wesen durch die Fülle des Lebens, welches sie aus dem Lebensquell des ewigen Wesens geschöpft haben. Etwas dergleichen, dachte ich, würde sich in den ekstatischen Tänzen der morgenländischen Derwische — einer Tradition von dem ältesten Gottesdienst auf Erden in den Mysterien von Samothraki, wie ich irgendwo gelesen habe, die in den großen Städten des Morgenlandes, in Kairo, Jerusalem (dort jedoch nur heimlich in der großen Moschee), Damascus, Smyrna, Konstantinopel noch immer fortgesetzt

werden — ausgedrückt finden. Ich war deshalb sehr neugierig, den Tanz der Derwische zu sehen.

Um 2 Uhr am Sonntag Nachmittag befand ich mich an ihrer Tekie in Pera. Nachdem ich eine gute Weile gewartet hatte, wurde ich mit einigen andern Fremden und mit mehreren Muselmanen in eine große helle Rotunde eingelassen. Geräumige Galerien zogen sich um eine innere Rotunde, hinter deren niedrigen Schranken eine Menge männliche Gestalten in Mänteln, und mit gelbweißen Filzhüten (welche sehr viel Aehnlichkeit mit umgewandten Blumentöpfen hatten) auf den Köpfen, unbeweglich dasaßen. Es waren Derwische. Im Hintergrunde standen einige Priester murmelnd und sich verbeugend vor der heiligen Pforte, welche nach der Kaaba gerichtet ist. Es verging noch einige Zeit; da traten drei Männer ein, zwei davon sehr alt und der dritte jung mit einem schönen ascetischen Gesicht.

Sie stellen sich in den Hintergrund der Rotunde, der Versammlung zugewandt, und nun beginnt der Gottesdienst. Zuerst ein langes, eintöniges, schwerfälliges Gebet, hergesagt von einem langen Mann in schwarzer Kleidung mit einem schwarzen Bart, langem niedergebogenen Hals und dergleichen Nase. Auf ein gegebenes Zeichen standen sodann alle Derwische, die innerhalb der Schranken saßen, auf und fingen an, mit abgemessenen lautlosen Schritten im Kreise herum zu marschiren. Alle trugen lange Mäntel und schritten langsam mit niedergeschlagenen Blicken von der Linken zur Rechten. So blieben sie plötzlich stehen und stürzten vorwärtsgebeugt auf ihre Knie und Hände nieder. Dann standen alle plötzlich wieder auf; die Mäntel wurden abgeworfen, und in langen weiten weißen Unterröcken und kurzen weißen Jacken mit langen Aermeln begannen sie sich um sich selbst herumzudrehen wie Kreisel, erst einer, dann zwei, drei, vier nacheinander, bis endlich alle — dreißig und etliche an der Zahl — in Bewegung oder in Schwingung waren, mit ausgestreckten Armen sich um sich selbst drehend,

dabei aber auch sich innerhalb der Rotunde in einem Kreise von der Linken zur Rechten ununterbrochen herumschwingend. Die meisten der Drehenden waren ältere Männer, die Mehrzahl von ihnen häßlich mit einem dummen schwerfälligen Ausdruck, aussehend, als ob sie ein schweres Tagewerk verrichteten. Schweißtropfen perlten auf den Stirnen mehrerer; ihre Augen waren niedergeschlagen, aber ihre Bewegungen waren demungeachtet merkwürdig leicht und gleichsam natürlich. Ein einziger von den Drehenden, ein langer Jüngling von etwa zwanzig Jahren, hatte ein schönes Aussehen, und sein aufwärts gerichtetes Gesicht mit den geschlossenen Augen hatte einen wahrhaft ekstatischen Ausdruck. Man hätte glauben können, daß er, trunken von dem Anschauen Allah's, sich herumschwang, ohne weiter etwas von der Erde zu sehen oder zu wissen. Und dies soll wol die Tendenz dieses Tanzes sein. Allein bei den übrigen Tänzern konnte man diese Tendenz nicht ahnen; eine plumpe Gestalt, welche den Ausdruck dieses schönen Jünglings nachahmen will, sieht lächerlich aus.

Zwischen den herumwirbelnden Tänzern ging der schwarze Priester mit langsamen Schritten und niedergebeugtem Haupt umher, und zwar, wie mir schien, nicht ohne geheime Vorsicht, von den Händen der sich an ihm Vorüberdrehenden nicht etwa eine plötzliche Ohrfeige zu bekommen. Allein es ging glücklich von statten. Nach einer etwa viertelstündigen Dauer hörte der Tanz plötzlich auf, und die Tanzenden blieben unbeweglich auf ihren Plätzen stehen. Darauf folgten wieder Gebete, theils von dem schon erwähnten schwarzgekleideten Priester, theils von dem jüngsten der versammelten drei Männer im Hintergrunde. Dann wieder Tanz. Und dies wiederholte sich fünf- bis sechsmal.

Jede Tanzabtheilung begann mit Gesang, der von einer Kindertrommel und einer Flöte begleitet wurde; endlich aber jodelte und trillerte die Flöte allein, ohne Melodie, aber in ziemlicher Harmonie mit dem sanft

herumwirbelnden Tanz, und diese Abtheilung des Tanzes ist die beste und angenehmste. Einige der Tanzenden traten aus der Reihe und nahmen ihre Mäntel wieder auf; andere traten dafür an ihre Stelle. Einige hielten vom Anfang bis zum Schlusse aus, so namentlich der Jüngling mit dem ekstatischen Lächeln, dessen Wangen dabei immer röther wurden, während die der andern immer blasser zu werden schienen. Endlich erfolgten Gebete, so schwerfällig und herausgepreßt, als ob die zwingende drückende Hand eines Tyrannen auf dem Haupt des Betenden lastete. Dann geschah ein Ausruf, stark, anschwellend, aushaltend und dann allmählich verhallend, und damit war der Gottesdienst zu Ende. Darauf begann ein allgemeines Küssen, zuerst der Hände und Wangen der drei Präsidirenden, dann aller Derwische untereinander; allein oft wurde nur in die Luft geküßt, oder man schien Hand und Wange nur anzuhauchen. Diese Ceremonie entbehrte aller Innigkeit und aller Wahrheit, und das schien mir bei dem ganzen Auftritt der Fall zu sein. Ich freute mich im Geiste der armen Arbeitenden, als es glücklich überstanden war — es hatte nahe an zwei Stunden gedauert —, und dasselbe Gefühl hatten augenscheinlich auch mehrere von den Derwischen, die nun ganz leichtfüßig über die Schranken hinwegsprangen und sich beeilten, hinauszukommen, wahrscheinlich um Mittag zu essen, wie ich vermuthe.

In einem Ballet könnten diese Costüme oder dieser Tanz in der That eine gute Wirkung machen; als Gottesdienst machte beides einen traurigen niederschlagenden Eindruck auf mich. Die armen Menschen haben sichtbar noch nicht die frohe Botschaft empfangen, daß Gott ein Vater, ein guter und liebevoller Vater ist!

Zu dem süßen Wasser Europas fährt man in einem Kaik auf dem salzigen Wasser des Goldenen Horns zwischen den Ufern von Pera und Byzanz, wo Kriegsschiffe und Handelsschiffe durcheinander liegen, jedoch nur bis zu

der großen Brücke zwischen Pera und Byzanz. Dort hören die größern Fahrzeuge auf; das süße Wasser aus dem kleinen europäischen Flusse tritt an die Stelle des Salzwassers. Zur Rechten erheben sich große Gebäude, Kasernen, griechische Schulen und Seminarien; zur Linken auf der byzantinischen Ufererhöhung ist die frühere Heimat der so berühmten Fanarioten, unansehnliche Häuser, meist von Holz und von kleinen Gärten umgeben; auf der Höhe thronen die großen Moscheen bis zu der alten malerischen Stadtmauer, die jetzt von Moder und frischem Grün überzogen ist.

Das Goldene Horn wird nun immer schmaler; die Ufer füllen sich mit Leuten beiderlei Geschlechts, besonders aber mit Frauenzimmern, die haufenweise dasitzen mit weißen Kopfbedeckungen und grellfarbigen Mänteln; kleine Kaike kommen immer zahlreicher über das Wasser bis an den Kiosk des Sultans und bis an Eijoab's heilige Moschee, die unter schattenden Bäumen liegt. Hier steigt man ans Land. Die Promenade hier bietet ungefähr dasselbe Schauspiel wie an dem süßen Wasser Asiens: Araba neben Araba, manchmal mit weißen Ochsen bespannt, die mit hoch in die Luft emporsteigenden Hörnern und mit herabhängenden rothen Schnuren und Quasten geschmückt sind; in den Wagen halbverschleierte Damen, mit Blumen, goldenem Schmuck und Juwelen. Es ist die griechische Bevölkerung Konstantinopels, die man vorzugsweise hier sieht. Mehrere Gesichter sind recht schön, mehrere Equipagen wahrhaft geschmackvoll, die Pferde stattlich und kostbar aufgezäumt; man sieht hier mehr Geschmack und mehr Reichthum als an dem süßen Wasser Asiens, und der Platz zum Promeniren, der weit größer, freier und hier und da mit Bäumen bepflanzt ist, hat einen europäischen Anstrich.

Am 20. Juli.

Regen und Sturm, die bereits gestern begannen, hindern uns heute etwas vorzunehmen. Das Unwetter, sehr ungewöhnlich zu dieser Jahreszeit, ist so gewaltig, daß man sich nicht einmal aus dem Hause wagen kann, und der Himmel sieht aus, wie er bei der Sündflut etwa ausgesehen haben könnte. Nicht sehr angenehm für jemand, der nur einige Tage hier sein kann; und das ist jetzt bei mir der Fall. Aber — ich habe doch Konstantinopel, die Sophienkirche, den Sultan und den Bosporus gesehen; Dank sei meinem artigen Cavalier Mr. Williams, der dafür besorgt gewesen ist, mir jedes Schauspiel hier zu verschaffen, während er selbst vollkommen gleichgültig dagegen ist, und den Kopf nicht dreht, um den Sultan oder die türkischen Schönheiten zu sehen. — „Was macht Ihnen denn eigentlich Vergnügen?“ — fragte ich ihn, ein wenig ungeduldig über seinen Stoicismus. — „Jagd und Fischerei“, antwortete er mir. Und deshalb begibt er sich jetzt von Konstantinopel nach der Krim.

Während der Sturm draußen wüthet, und Regen und Nebel die ganze äußere Schönheit Konstantinopels verhüllen, will ich einige Worte über dessen inneres Aussehen sagen. Dies ist weniger schön, ja zuweilen sogar recht häßlich und garstig. Wenn man von auswärts hier ankommt, wird man überrascht durch die herrliche Lage der drei großen Stadttheile Stambul, Pera und Skutari an dem Wasser des Marmormeeres, des Bosporus und des Goldenen Horns; durch die Moscheen und Minarets auf den Höhen; durch mehrere hervorstechende Paläste; durch den Reichthum an Grün, der in allen drei großen Theilen der Stadt freundlich zwischen den Häusermassen hervorleuchtet und wunderschön von derselben absticht; durch die Menge von Fahrzeugen und Booten aller Größen, die an den Ufern herumschwärmen. Im Innern auf den Straßen der Stadt sieht man weder

Paläste noch Parks mehr — ich nehme jedoch den Hügel des Serails aus, der ein ebenso schöner als eigenthümlicher Stadttheil ist —; man befindet sich vielmehr in einem Labyrinth von krummen, engen und schmuzigen Straßen, von unregelmäßigen und übel vernachlässigten Häusern; man wandelt sehr oft zwischen Schmuzhaufen, zuweilen findet man sogar todte Katzen und Hunde auf seinem Wege. Unordnung und Unreinlichkeit scheinen in den meisten Theilen der Stadt heimisch zu sein. Nur bei den Moscheen trifft man freie und mit Bäumen schön bepflanzte Plätze, blos um die Paläste herum ist Ordnung und Sauberkeit zu finden. Doch ich habe unrecht: in jedem Theile der Stadt, auch in dem schmuzigsten und ärmsten findet man einen Platz und ein Gebäude, die nie ohne Schönheit und sorgsame Pflege sind; und das ist eine Quelle oder ein Brunnen. Der Mohammedaner widmet diesen eine eigenthümliche Sorgfalt. Er umgibt sie mit einer Mauer von weißem Marmor, aus welcher das Wasser in ein Marmorbecken fließt; er bedeckt die Mauer mit schönen Arabesken und Blumen in Basrelief und mit Sprüchen aus dem Koran (stets in arabischer Sprache), welche die Menschen daran erinnern, dankbar für das Geschenk des Wassers zu sein. An der Mauer sind kleine Metallschalen mit Ketten befestigt, welche jedem Vorübergehenden die Möglichkeit gewähren, zu trinken. Oft wölbt sich über der Quelle ein prächtiges Brunnenhaus von Stein oder Marmor, und dieses ist in der Regel ein Vermächtniß von einem verstorbenen Muselman, nicht selten von einem Sultan, der diese Wohlthat und dieses Andenken zu hinterlassen wünschte und dann gewöhnlich auch einen Fond gestiftet hat, um den Brunnen für alle Zeiten zu unterhalten. So befindet sich z. B. bei dem Grabe des Sultans Mahmud ein prachtvolles Brunnenhaus, in welchem ein Mann stets bereit steht, einen der darin befindlichen Hunderte von kleinen Bechern für jeden, der einen Trunk frisches Wasser haben

will, zu füllen. Auch für die Erfrischung der Thiere sorgt man mit derselben Umsicht, und auf den liegenden Grabsteinen auf dem großen Begräbnißplatze oder vielmehr Begräbnißwalde bei Skutari — denn man wandelt daselbst durch einen ungeheuern Wald von Cypressen und Grabmälern, meistentheils eine wirkliche Wildniß — findet man kleine Vertiefungen in die Steine gehauen, damit sich darin das Regenwasser für die kleinen Vögel sammle und diese sich baden und trinken können. Eine schöne und rührende Pietät, die ich aus einer dankbaren Erinnerung abzuleiten nicht unterlassen kann. „Die Söhne der Hagar" erinnern sich der Quelle, welche ein Engel ihrer Stammmutter in der Wüste zeigte, als ihr Sohn nahe daran war, vor Durst zu verschmachten, und sie „ihre Stimme erhob und weinte". Aber der Knabe trank aus der Quelle der Wüste und wuchs und wurde zu einem großen Volk! Bewußt oder unbewußt scheinen mir die Söhne der Wüste diese Erinnerung verewigen zu wollen, indem sie die empfangene Wohlthat fortpflanzen. Möge jedes Volk in demselben Geist handeln! Wie groß die Wohlthat einer frischen Wasserquelle ist, das begreift man erst recht in den trockenen und heißen Ländern des Osten.

Nächst dem Brunnen ist das Kaffeehaus der Erfrischungsort für den Mohammedaner. Am Brunnen findet man vorzugsweise Frauen und Kinder, die ihre Krüge füllen und miteinander plaudern; im Kaffeehause sieht man nur Männer. Diese sitzen vor dem Kaffeehause zu Dutzenden oder zu zehn, rauchen ihre Nerghilès oder Tschibuks, als hätten sie gar nichts weiter in der Welt zu thun, und nippen dabei Kaffee mit Bodensatz aus Kaffeetassen, die so groß wie halbe Eierschalen sind; und zwischen Pfeife und Kaffeetasse sprechen sie dann und wann gemächlich einige Worte, oder hören dem Erzähler von Märchen und Abenteuern zu. Das ist das höchste Vergnügen und die Seligkeit eines Türken: sein Kief, d. h. ungefähr dasselbe, aber doch noch etwas mehr als

das dolce far niente der Italiener. An jedem öffentlichen Platz findet man einen Brunnen und wenigstens drei Kaffeehäuser, und Kaffeehäuser findet man auch da, wo keine Brunnen sind, aber überall, wo man eine Versammlung von Türken trifft.

Hat der Türke seinen Kaffee und seine Pfeife nicht, dann — nimm dich vor ihm in Acht, dann ist er „mackmurluck"; das ist ein persisches Wort, welches einen Zustand von Misbehagen und schlechter Laune ausdrückt. Bekommt er aber seine Pfeife (Nerghilè oder Tschibuk) und seine Tasse Kaffee, dann tritt er in sein Kief und ist der friedlichste und beste Mann in der Welt. Er ist dann das Gegentheil von „mackmurluck", er ist „marhabah", d. h. friedselig.

Der Bazar in Konstantinopel ist Konstantinopel im kleinen; man findet darauf einzelne Schönheiten und prachtvolle Läden, aber auch äußerst unangenehme Straßen und Gäßchen voller Schmuz, Kehricht und Lumpen. In den breitern Gängen drängen sich Türken, Griechen, Perser — leicht erkennbar an ihren hohen Mützen von Schaffell — und Leute aller Art aus dem Morgenland wie aus dem Abendland durcheinander, sammt Scharen von türkischen Frauenzimmern, in ihre weißen Gewänder gewickelt und mit gelben Pantoffeln, welche sie auf der Erde hinschlappen lassen, um sie nicht zu verlieren. Der Bazar ist eine kleine Stadt von Läden in bedeckten Gängen, und diese bedeckten kühlen Gänge, in denen man weder Sonne noch Wind oder Regen zu fürchten braucht, sind eine sehr gute Einrichtung für die Handeltreibenden, die mir nachahmungswerth zu sein scheint.

Dschemberlidasch oder Tschamberlitasch — die große, uralte, eiserne Säule in dem Stadttheil Stambul — darf ich nicht vorüberlassen, ohne die große Merkwürdigkeit derselben, nämlich das Palladium von Troja, zu erwähnen, d. i. ein hölzernes Bild der Minerva, welches zur Beschirmung Trojas vom Himmel herabgefallen sein soll,

von Ulysses geraubt und nach Griechenland gebracht, von da aber nach Konstantinopel geführt worden ist, nachdem die Türken Athen erobert hatten — eine lange Geschichte, welche ganz gewiß die Säule Dschemberlidasch weit besser erzählen würde, wenn sie sprechen könnte, oder wenn wir ihre Inschriften zu lesen vermöchten; denn das Palladium soll unter dem Fuß der Säule verwahrt sein. Aber gegenwärtig ist es still und dunkel wie die ägyptische Finsterniß, theils durch das Alter, theils infolge einer Feuersbrunst, welche die Moschee verzehrte, deren Zierde sie war. Sie steht einsam und räthselhaft mitten unter Schutt, wie die Sage von Troja.

Und was soll ich von dem Wald jener hundert unterirdischen Säulen sagen, über die man sich an einer andern Stelle des alten Stambul mehr wundert, als man sie bewundert? — Nichts; denn ich weiß nichts davon, und kenne niemand, der mehr von diesem wunderlichen Säulenwald weiß, der namentlich weiß, wer denselben errichtete, wann, weshalb und wozu derselbe errichtet wurde. Gegenwärtig wird er bei der Verfertigung von Stricken benutzt.

Die Hunde Konstantinopels verdienten eigentlich ein besonderes Kapitel. Sie sind daselbst eine wirkliche Stadtplage, wie in allen größern Städten des Morgenlandes. Der Muselman scheut sich, einen Hund zu tödten — warum, weiß ich nicht —; er hält Hunde in der Stadt, allein er kümmert sich im übrigen nicht um sie, und sie vermehren sich und leben in einem unaufhörlichen Kriege miteinander. Einäugig, blind, zerfetzt findet man sie bei jedem Schritt auf den Straßen oder in Nebengäßchen liegen, wobei sie sich nicht im entferntesten darum kümmern, den Menschen aus dem Wege zu gehen; sie sehen dabei höchst mismuthig und unglücklich, ja oft äußerst elend aus. Ich vermag die Menschlichkeit der Türken in dieser Beziehung nicht zu bewundern, und würde es gar nicht ungern sehen, wenn mein Freund Mr. Williams einmal

nur eine Woche hindurch Polizeiminister in Konstantinopel wäre. Auch für die Bevölkerung von Konstantinopel scheint eine bessere polizeiliche Aufsicht äußerst wünschenswerth zu sein. Ich sah gestern ein Schauspiel, das in irgendeiner christlichen Stadt Europas kaum, ja man kann wol sagen, unmöglich vorkommen könnte.

Mitten auf der großen Brücke zwischen Pera und Stambul, über welche zu jeder Stunde eine unzählige Menge gehender, reitender oder fahrender Personen — durcheinander in morgenländischer Weise — hinströmt, prügelten sich zwei als Muselmanen gekleidete Mannspersonen in unsinniger Wuth. Beide waren von hohem kräftigen Wuchs, allein der jüngere war augenscheinlich der schwächere und deshalb nahe daran, von dem ältern, der ihn um den Leib gefaßt hatte und zu Boden zu werfen suchte, überwältigt zu werden. Blutiger Schaum stand vor seinen Lippen, die Augen schienen aus ihren Höhlen herausquellen zu wollen, er schnaubte, als ob er nahe daran wäre, seinen Geist aufzugeben, und sein Gesicht drückte den höchsten Grad von Angst aus, während er sich vergebens aus den Armen des andern loszuwinden suchte. Dieser sah bleich und furchterregend aus; Haß und Rachsucht gaben ihm den Ausdruck eines Raubthieres, oder richtiger eines Teufels. Tausende von Menschen gingen an diesen Kämpfenden vorüber, warfen einen Blick auf sie, und eilten weiter oder wandten ihre Gesichter von ihnen weg und thaten, als ob sie nichts von ihnen sähen. Niemand blieb stehen, um sie auseinander zu bringen oder um dem Jüngling Beistand zu leisten, der nahe daran zu sein schien, unter den Klauen dieses menschlichen Tigers zu erliegen. Man schien diesen Kampf wie eine alltägliche Sache zu betrachten und zu denken: — „Was habe ich damit zu thun? — Soll ich mich hineinmischen und Partei wie für meinen Bruder nehmen?“ — Auch ich mußte mit dem Strom schwimmen. Ich that es, aber ich schauderte und empörte mich in meinem Herzen gegen

einen staatlichen Zustand, bei welchem solche Auftritte in solcher Weise behandelt werden. Das ist in der That der niedrigste Grad des staatlichen Lebens, ja der directe Gegensatz desselben; es ist das Leben und der Zustand der Wüste und der wilden Thiere. Aber freilich in einem Staat, in welchem der Brudermord und der Mord der Bruder- oder Schwesterkinder zu dem Recht und zu dem Herkommen der Höchstregierenden gehören, darf man sich nicht darüber wundern, wenn sich die Unterthanen das Leben und das Schicksal ihrer Brüder nicht besonders zu Herzen nehmen.

Auf den Sonnabend verlasse ich Konstantinopel und die Türkei, um mich nach Griechenland und Athen zu begeben.

Fortwährend Sturm, Regen und Nässe, und dazu eine Kälte wie bei uns im Monat October!

Bujukdereh, am 1. August.

Du liest, lieber Leser, in morgenländischen Märchen von Feenschlössern, die sich plötzlich ermatteten Wanderern öffnen, von Schlössern mit bezauberten Gärten voller Blumen und Früchte, wo schöne Prinzessinnen wohnen und wo dem Wanderer alle Annehmlichkeiten des Lebens zu Gebote stehen. Da sagst du: — „Das ist ein Märchen!" — Aber nein, keineswegs; es ist Wahrheit; ich kann es versichern, denn ich habe es selbst erfahren. Ich, die ich vor einigen Tagen frierend in Wind und Regen dasaß, bin jetzt mit einem mal auf den schönsten Punkt der Ufer des Bosporus, in eine Wohnung übergesiedelt, in der alle Annehmlichkeiten des Lebens heimisch sind, in der eine gute Fee alle glücklich macht, in der junge Mädchen, über deren schöne Gesichter das Leben noch keinen Schatten geworfen hat, in Schönheit einhergehen; in der grünende Terrassen draußen vor meinen Fenstern in die Höhe steigen, Cypressen und Akazien bis zu dem Blau des Him-

mels emportragend; in der ich alle Tage den Frieden und die Freude des Lebens genieße! Und dies alles ist Wahrheit, ist Wirklichkeit.

Daß mein ritterlicher Freund, Williams jun., mich an Herrn Williams sen. überließ, daß ich unter dem Schutz des letztern und des amerikanischen Adlers in einen prächtigen Kaik gebracht wurde, der unter dem Ruderschlag von zehn Bootsleuten von dem Ufer Peras über den Bosporus bis an den Strand von Bujukdereh durch die Wellen flog, das gehört auch mit zu meinem Märchen. Und daß die schöne Wohnung, in der ich jetzt verweile, das Haus des amerikanischen Gesandten Mr. Williams, daß die darin weilende gute Fee seine Gattin ist, und daß die schönen Prinzessinnen seine beiden Töchter sind — ich muß dabei aber auch einen kleinen Prinzen, eine Perle unter den Knaben, der sein Sohn ist, erwähnen —, das dürftest du, lieber Leser, ohne ein Zauberer zu sein, wol bereits als die Wahrheit des Märchens geahnt haben. Und das ist kein Hinderniß, daß die Wahrheit, daß die Wirklichkeit schöner ist als die Märchen. Sind sie nicht stets so, nämlich wenn sie schön sind?

Unschätzbar war es und ist es für mich, hier eine kurze Zeit hindurch in Ruhe weilen, lesen, denken, meinen und fremden Gedanken Audienz geben und die Eindrücke sammeln zu können, die ich während eines mehr als siebenmonatlichen Aufenthalts auf morgenländischem Boden unter dem Scepter der Türkei und zuletzt in deren Hauptstadt empfangen habe. Ich will mir nun zur Erinnerung einiges davon aufzeichnen, Loses und Festes, und zwar zuerst einige von den Scenen, die ich während der letztvergangenen Tage bei meinen Ausflügen mit der liebenswürdigen Familie, deren Gast ich bin, an den Ufern des Bosporus, wo Asien und Europa einander besuchen wie zu einem ununterbrochenen Fest, erlebt habe.

Bei Bujukdereh macht der Bosporus eine Biegung,

und von der Mitte der Meerenge aus sieht man das Schwarze Meer sich öffnen.

Zum ersten mal sah ich es, als es dunkel war, Medea ähnlich, drohend unter einem trüben Himmel — hu! Ich mag nichts mehr davon sehen; ich habe genug gesehen. Schiffbrüche und blutige Schlachten machen die hauptsächlichsten Erinnerungen des Schwarzen Meeres aus. Ich möchte keine nähere Bekanntschaft mit demselben haben.

Zum zweiten mal sah ich es an einem Abend. Eine Stadt von weißen Segeln schwamm in der Ferne auf einem himmelblauen Spiegel. — Kann dies das Schwarze Meer sein? — Ja wohl, und wir werden es bald in größerer Nähe sehen! — Der Kaik mit dem vergoldeten amerikanischen Adler schwimmt durch die ruhigen Wellen des Bosporus und trägt die schönen Prinzessinnen, den kleinen Prinzen, die guten Aeltern beider und den jungen Lord Dufferin, dessen geringster Vorzug sein großer Reichthum ist, den Sohn einer schönen und geistreichen Mutter, der Sohnestochter Sheridan's, und gegenwärtig bei Therapia in der Nähe von Bujukdereh wohnhaft. Wir eilen der sonnenbeglänzten Ferne zu, die gleich einem Meer von Licht sich am Ende der Meerenge öffnet, augenblicklich durch die Schatten der Höhen verfinstert.

Wie zwei ausgestreckte Arme folgen sich die Ufer Asiens und Europas nach dieser Richtung, trennen sich aber immer mehr, je mehr sie sich dem Schwarzen Meere nähern, und werden immer öder, höher, wilder und nackter, bis endlich Bäume und Wohnungen ganz aufhören. Nun erheben sich zuletzt Chateau d'Asie und Chateau d'Europe mit hohen Leuchtthürmen an jedem Ufer wie zu einem Abschiedsgruß, und die geschwisterähnlichen Ufer scheiden plötzlich ab und geben einer unübersehbaren Wassermasse Raum, die sich nach allen Richtungen hin ausbreitet. Das ist das Schwarze Meer, bekannt wegen seiner Stürme und wegen der tragischen Ereignisse, mit denen es in Verbindung steht, von der Kindermörderin

Medea an bis zu dem neuerlichen mörderischen Krieg in der Krim. Jetzt ist das Schwarze Meer jedoch ruhig und freundlich, und schön in seiner Unermeßlichkeit; schön auch durch die Hunderte von weißen Segeln, die sich über dessen Tiefe blähen; schön durch die gewaltigen Dampfer, die an ihnen vorüberfahren und ihre wirbelnden Rauchwolken aufsteigen lassen. Und dann steige auf den sogenannten Riesenhügel — das Grab Jason's oder des Hercules, wie eine Sage meldet — oder auf die Anhöhe, welche die Ruinen der genuesischen Festung trägt, und blicke hinaus über deren Mauern, siehe dieses Meer und zugleich die Ufer des Bosporus, und du mußt unwillkürlich ausrufen: — „Herrlich! Unvergleichlich!"

Doch sind nicht alle Erinnerungen des Schwarzen Meeres düster. Dieses Meer wurde in den ältesten Zeiten, als wilde, raubgierige Volksstämme ausschließlich seine Ufer bewohnten, das ungastliche genannt; man nannte es aber das gastfreundliche*), seitdem sich griechische Colonien an seinen Küsten niedergelassen, die Barbaren vertrieben oder unterjocht, den Maulbeerbaum und die Olive gepflanzt, und einen Staat mit den Gesetzen Solon's, mit gastfreundlichen Sitten und mit dem Cultus des Sonnengottes gegründet hatten. Auf den Höhen von Trebisonde (Trapezunt) war es, wo das Heer der zehntausend Griechen, welche Xenophon unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren aus dem Innern Persiens bis hierher geführt hatte, nach einem mehrmonatlichen Zug durch wüstengleiche, feindliche Länder, zum ersten mal das Meer wiedersah. Der Ruf: — „Talatta! Talatta!" (Das Meer! das Meer!) —, den die zuerst auf der Höhe Angekommenen erhoben, erschreckte anfangs die Hinterher-

*) Um dies aber im vollen Sinne zu werden, bedarf es zuvörderst dessen, was dem Schwarzen Meer bisjetzt noch fast überall fehlt: guter Häfen, als einer sichern Zuflucht gegen Stürme.

kommenden, wuchs aber sehr bald zu einem stürmischen Jubelchor von zehntausend Stimmen, die in dem Meer ihr Heimatland wiederzusehen glaubten!

Auf der östlichen Küste sieht man zwischen dem Meer und der kaukasischen Gebirgskette, deren beschneite Spitzen höher sind als der Montblanc und der Monte-Rosa, eine Vegetation von ursprünglicher Kraft und Herrlichkeit mit üppigen Urwäldern und reichen Quellen, ein Land, welches in den Händen einer guten Regierung eine Quelle des Wohlstandes für Millionen von Menschen werden würde. Noch kämpfen Rußlands Adler mit Kaukasiens Schamyl und dessen Männern; allein der Ausgang des Kampfes wird nicht lange mehr ungewiß *) sein, und die friedlichen Bewohner dieser Gegend werden nicht lange mehr von kaukasischen Räuberhorden beunruhigt werden.

Höher hinauf, dem Bosporus gerade gegenüber, liegt die Halbinsel Krim. Dort kämpften vor nicht langer Zeit die Völker einen bittern blutigen Kampf auf Leben und Tod, ich weiß es wohl; aber sie lernten dabei auch einander hochachten. Balaklawa, Alma und Sebastopol haben diese kriegführenden Völker vielleicht einander mehr genähert als getrennt. Das Feld dieser blutigen Rosen liegt auf der westlichen Küste der Halbinsel. Auf der südöstlichen Küste, von Theodosia bis zu der Spitze Aja Aitodorus und dahinter, liegt im Schutze des taurischen Gebirgs ein irdisches Paradies mit dem Pflanzenreichthum und Klima Süditaliens. Gute Wege und Häfen würden dasselbe ebenso besucht und bevölkert machen, wie gegenwärtig die Ufer Neapels und Siciliens sind. Wenn einstmals Eisenbahnen ihre Arme durch die weiten Steppen Rußlands strecken, und der tiefe Krokodilsrachen von Sebastopol zu einem Hafen für friedliche Touristen geworden

---

*) Der Ausgang ist nun gekommen und die kaukasischen Adler sitzen im russischen Käfig gefangen. (Späterer Zusatz.)

ist, kann diese Zeit wol kommen. Und von einem kaiserlichen Paar wie das ist, welches gegenwärtig den Thron Rußlands inne hat, kann man alles Gute hoffen. Eine neue Welt und neue Schätze werden sich dann Europas Reisenden und Männern der Wissenschaft öffnen, sowol in den unverletzt bewahrten Schätzen der frühern griechischen Pentikopäa als in den gegenwärtigen Merkwürdigkeiten der Krim, dem Häuflein der Karaiten *) auf ihrem hohen Felsensitz, der evangelischen Colonie des Zürcherthals u. s. w. Noch weiter oben, an der Küste des Asowschen Meeres, werden sie noch mehrere von diesen evangelischen Colonien finden, deren Tugenden man allgemein rühmt, und deren Einfluß und Lehre sich still, aber tief, wie die Wellen des Don, unter der Bevölkerung des Steppenlandes verbreitet, höhern Ernst, größere Gewissenhaftigkeit, ein besseres, heiligeres Leben erweckend.

Doch ich kehre zu dem Bosporus zurück.

Von einem Ufer zu dem andern gelangt man auf lauter schöne Plätze, sehr besuchte Promenaden. Einer der berühmtesten derselben ist Bulgurlu, d. i. die Nachtigall; wie man sagt, wegen der Menge von Nachtigallen, welche sich während des Frühlings in den Parkanlagen daselbst hören lassen, so genannt. Ich wurde von meinem freundlichen jungen Landsmann, bei der schwedischen Gesandtschaft, dem Baron Lave Beckfriis, an einem Festtage dahingeführt. Auf dem Wege dahin, der mehr als eine Stunde Zeit fortwährend bedeutend aufwärts steigt, fuhren wir an einem großen griechisch-armenischen Kirchhof vorüber. Wir sahen eine Menge Armenier unter den schönen Bäumen auf Grabsteinen sitzen, Karte spielend, rauchend und sich durch allerlei Erfrischungen erquickend. In einiger Entfernung sah ich sechs oder sieben ältere, stattlich gekleidete Männer einander bei den Händen haltend

---

*) Die jüdischen Protestanten, von denen ich bereits früher gesprochen habe.

eine Romaika ausführen — so nennt man nämlich hier den unter den Griechen gebräuchlichen Tanz. Und alles dies auf einem Begräbnißplatz! — Da erschien mir allerdings die Einsamkeit in dem großen türkischen Begräbnißwald in Skutari den Vorzug zu verdienen. Besser Vergessenheit, als solch ein Leichtsinn!

Oben auf den Höhen von Bulgurlu erblickt man dasselbe Schauspiel wie an dem süßen Wasser Asiens und Europas. Arabas auf einer Stelle herumfahrend, kleine Frauenzimmergruppen mit Kindern auf dem Rasen sitzend, Sorbetverkäufer, Köche, welche Leckerbissen am Spieß braten — ich nahm einen solchen Bissen, fand ihn aber unbezwingbar zähe —, derselbe grobkörnige Bajazzo mit denselben Späßen wie unten auf der Ebene, eine Menge Cafés und Kaffeetrinker, dieselbe Leblosigkeit bei den Frauen unter denselben prunkenden Mänteln, — arme Larven, welche niemals Flügel bekommen! Mit einem Worte, alles war ganz dasselbe, was ich auf andern Vergnügungsplätzen Konstantinopels bereits gesehen hatte. Was aber der Bulgurlu eigenthümlich für sich besitzt, ist dessen großartige Aussicht über den Bosporus, das Marmormeer und über das gesammte Konstantinopel. Das ist etwas Großartiges, etwas Herrliches! Allein ich denke hierbei wieder an Stockholm und an die Aussichten vom Thiergarten und von den südlichen Bergen.

Die schwedische Gesandtschaft hat in Konstantinopel, auf einer Anhöhe Peras, ein eigenes Haus nebst Garten und einem noch unbebauten leeren Platz mit einer der schönsten Aussichten über das Marmormeer und den Bosporus. Der Platz dazu wurde dem König Karl XII. während seines Aufenthalts in Konstantinopel geschenkt, und ist als ein Erbe und Andenken von diesem excentrischen Heldenkönig Schwedens, der von den Türken Demirbasch oder Eisenkopf genannt wurde, zurückgeblieben. Karl XII. erbaute daselbst ein Palais, welches während der Amtirung des schwedischen Gesandten Herrn von Palin

in Konstantinopel abbrannte. Das jetzige kleine, aber hübsche Hauptgebäude hat der Nachfolger des Herrn von Palin, der schwedische Gesandte von Heidenstamm, aufführen lassen. Neuerlich ist auch eine Kapelle auf diesem Platz erbaut und eingerichtet worden, vorzüglich von dem letzten schwedisch-norwegischen Gesandten Sibbern und dessen Gemahlin. Auch einen besondern Geistlichen hat diese kleine schwedisch-norwegische Kirche bekommen; aber demselben fehlt noch eine Wohnung in dem Gebäude der Gesandtschaft.

Ich besuchte diesen Geistlichen und seine junge liebenswürdige Gattin in ihrer provisorischen Wohnung auf der Höhe von Bebek. Nordische Reinheit, Frömmigkeit und Einfachheit fand ich bei dem jungen Paar; einfache Herzlichkeit und Gastfreundschaft wie in Schweden oder Norwegen. Aber die jungen Gatten fühlten sich unsicher und ohne Schutz auf dieser einsamen Anhöhe in dem fremden Land mit seinen gärenden und drohenden Elementen der Auflösung. Das that mir ganz besonders leid wegen der jungen Frau Blom, die, obgleich sie es nicht sagte, gewiß ebenso wie ihre Mitschwester, Frau Brun, vor einigen Jahren in der wüsten Gegend am Mississippi darüber seufzte, daß sie in dieses unheimliche Land gekommen sei! Möge die schwedische Gesandtschaft die Lage ihres Seelsorgers mitten unter den feindseligen Bekennern eines andern Glaubens in dieser Zeit bedenken und ihm und seiner Wohnung den Schutz gewähren, den die Krone Schweden und der Schloßhof Karl's XII. gewähren können, ehe es zu spät wird. Gegenwärtig ist Bebek ein gut gewählter Ort für einen Geistlichen der evangelischen Kirche; allein bald dürfte die Zeit kommen, daß es der gefährlichste Ort am ganzen Bosporus wird. Bebek ist nämlich eine amerikanische Missionsstation, und die Thätigkeit, welche von Bebek ausgegangen ist, hat in neuerer Zeit außerordentliche Erfolge gehabt. Die christlichen heiligen Schriften, von da aus colportirt, werden jetzt

unverwehrt auf den Vorhöfen der Moscheen in Konstantinopel verkauft, und während des letzten Jahres sind mehr als zehntausend Exemplare theils der gesammten Bibel, theils einzelner besonderer Abtheilungen derselben von der Mission verkauft worden. Bei dem Vorsteher der Mission, dem gelehrten Dr. Schauffler, der mit seiner Gattin eines der lieblichsten Bilder von christlichem Patriarchalismus darstellt, finden sich häufig Türken — auch Paschas — zur Unterhaltung ein, und anerkennen offen den Vorzug der christlichen Lehre vor dem Mohammedanismus. Ein zum Christenthum bekehrter Türke hat seine eigene Kirche bei Bebek und predigt darin vor einer Versammlung, unter der sich nicht wenige Muselmanen befinden. Dies alles ist gut, ist hoffnungerregend, aber auch gefahrdrohend; denn es macht böses Blut bei der alttürkischen Partei, die nicht klein ist, und für den Ausrottungskrieg gegen alle Christen in der Türkei, den ein Theil dieser Partei will und vorbereitet, ist Bebek ganz gewiß einer der an erster Stelle markirten Punkte.

In gegenwärtiger Stunde ist Bebek voll von fröhlichem Leben in der Zusammenkunft mehrerer amerikanischer Missionare aus verschiedenen Gegenden der Türkei, besonders aus Armenien. Ich habe dieselben sammt ihren Familien bei einem Gastmahl in Mr. Williams' gastfreiem Hause versammelt gesehen, und es war mir als ob ich nie glücklichere Menschen gesehen hätte, wie diese Missionare mit ihren Gattinnen und treuen Helferinnen, deren Leben doch voll von Arbeit, Unruhe und Gefahr ist. Allein man sieht auch an den Augen dieser Leute — auch bei den fröhlichsten —, daß sie ein Ziel über diese Welt hinaus haben. Es ist etwas Festes und Tiefes in ihrem Blick, was sich gut ansieht, und dabei ist ihr Gemüth so frisch und heiter. Wie unterhaltend ist es, sie über die alten Städte und Völker am Fuß des Ararat, über den Fortschritt des Evangeliums unter den Armeniern sprechen zu hören. In Konstantinopel allein ist

eine evangelische Kirche von tausend Armeniern. Diese waren infolge der Verfolgung und Unterdrückung von seiten der griechisch-armenischen Bevölkerung in der Stadt eine Zeit lang in großer Noth, niemand wollte ihnen Arbeit geben, niemand kaufte in ihren Läden. Da brach der orientalische Krieg aus. Ein amerikanischer Missionar — wenn ich mich nicht irre, so ist sein Name Hammelin — machte sich selbst zum Bäcker, lernte Backöfen bauen und Brot nach einer neuerfundenen sinnreichen Methode backen, baute von geliehenem Gelde mehrere solche Backöfen in Konstantinopel, erbat sich und erhielt auch ein Monopol, die französische Armee mit Brot zu versehen, lehrte seine Kunst seinen unterdrückten armenischen Glaubensbrüdern, richtete große Bäckereien ein, hatte ungeheuern Absatz und genoß beim Ende des Kriegs die Freude, nicht nur seine junge Gemeinde in guten äußern Verhältnissen zu sehen, sondern auch nach erfolgter Bezahlung sämmtlicher Schulden der Mission einen Ueberschuß von 20000 — ich weiß nicht genau, ob Dollars oder Francs, und darauf kommt am Ende auch nicht viel an — übergeben zu können. Das Bedeutende und Bemerkenswerthe hierbei liegt in der Weise, in welcher die amerikanischen Missionare in ihrem Berufe vorgehen, und von welcher das ebenerwähnte Beispiel ein glänzender Beweis ist. Sie lehren, daß man beten und arbeiten müsse, und gehen mit ihrem eigenen guten Beispiel voran. Deshalb ist auch ihr Erfolg überall größer als der Erfolg derjenigen Missionare, welche glauben, daß mit dem bloßen geistlichen Unterricht alles abgethan sei.

In Begleitung meiner jungen amerikanischen Freundinnen besuchte ich eines Tags den Belgradswald. Der Belgradswald ist ein prächtiger Urwald von Eichen-, Buchen- und Kastanienbäumen, eine Stunde weit von hier, und nur fünf bis sechs Stunden Wegs von Konstantinopel entfernt. Und dieser prachtvolle Wald mit einem Umfang von mehreren Meilen ist eine Heimatsstätte

von Schakals und von Miasmen, und die schönsten Bäume verwittern in dieser Wildniß, während in Konstantinopel das Holz unerhört theuer ist. Allein es gibt keinen Weg dahin, und noch viel weniger eine Idee davon, den Ueberfluß des Waldes der holzbedürftigen Stadt zuzuführen, welche kaum eine halbe Tagereise davon entfernt liegt.

Der Zustand eines Waldes wie der Belgradswald, in der Nähe einer Stadt wie Konstantinopel, wo während des Winters Menschen vor Kälte umgekommen sind, müßte ein gewisses Mistrauen gegen die Zustände und die Regierung der Türkei erwecken, wenn man auch dieses Mistrauen nicht schon vorher gehegt hätte.

Dies führt mich zu dem Hauptgegenstand, über den ich nun noch einiges sagen will, auf

die Türkei und deren gegenwärtigen Zustände.

Seit länger als fünfundzwanzig Jahren spricht man in Europa von Reformen in der Türkei, von neuen Gesetzen und Veränderungen, welche auf die Einführung europäischer Civilisation abzwecken, von Sympathien des Sultans für die Cultur abendländischer Völker und von dergleichen mehr. Während dieser Zeit spricht man in der Türkei — soweit man nämlich dort überhaupt zu sprechen wagt — von einem zunehmenden Zustand des Schwankens, der Halbheit, der Ungewißheit, der Unklarheit, und ganz besonders von einer schlechten Regierung und von schlechten Finanzen, alles während die Reformen vor sich gehen und zum Theil gerade durch diese hervorgerufen. Jede von beiden Behauptungen hat — wie mir scheint — etwas Wahres für sich.

Eine Reform in der Türkei findet wirklich statt; sie schreitet auch vorwärts, aber nicht für die Türkei selbst. Etwas ist bereits gewonnen, etwas wird noch alle Tage gewonnen durch jene Fermans, die gerechtere und mildere Gesetze und eine Annäherung an europäische Cultur und europäische Sitten bezwecken; etwas ist

gewonnen und wird für die Menschheit gewonnen, aber nicht für die Türkei. Die Menschheit schreitet vorwärts, aber die Türkei verschwindet; sie geht unter als Staat, die Türkei mit ihrem Koran als allein geltendem Gesetzbuch; die Türkei mit ihrer Grandezza und ihrer Barbarei, mit ihrem Harem, der die Seele des Weibes ebenso wie ihren Körper in Fesseln schlägt, mit ihrer stolzen Verachtung gegen Wissenschaft und Kunst, mit ihren Derwischen und mit ihrer blinden Unterwürfigkeit gegen absolute Herrschergewalt und gegen das Schicksal; die Türkei mit ihrer Unbeweglichkeit, mit ihrer Ruhe beim Tschibuk und beim Märchenerzählen, mit ihrem ruhigen glückseligen Kief! — —

Will der Türke dies alles noch lange in Ruhe behalten, so muß er fort, weit fort über das jenseitige Ufer des Bosporus, über Kleinasien, über den Jordan hinaus, fort in das Hochland Mittelasiens, aus welchem er gekommen ist. Warum? — Die zwingenden Hauptursachen dazu scheinen mir folgende zu sein: der Koran, die christliche Bevölkerung der Türkei, die Reform, und endlich der Sultan oder die unumschränkte Regierung.

Zuerst also der Koran; denn der rechtgläubige Muselman muß glauben, was der Khalif Omar sagte, als er die kostbare Bibliothek von Alexandrien verbrennen ließ: „Entweder enthalten alle diese Bücher dasselbe, was der Koran enthält, und dann bedürfen wir sie nicht, oder sie enthalten Sachen, die nicht im Koran stehen, und dann sind sie schädlich und müssen demnach zerstört werden!"

Sodann die christliche Bevölkerung der Türkei; denn am Bosporus und in Konstantinopel, in Kleinasien, Syrien und Palästina, ja unter den Mauern von Jerusalem wächst dieselbe und breitet sich aus. Die Christen sind es, welche Seide züchten, Berge sprengen, Maulbeerbäume pflanzen; im Schatten der Klöster, die wie Festungen angelegt sind, nehmen sie das Land ein, errichten

hohe steinerne Mauern, bauen Schulen und Seminarien, bauen, cultiviren und ordnen, während der Muselman raucht oder schläft oder — auf Raub auszieht. Zuerst kommen die griechischen und die katholischen Christen, und dann die evangelischen Bekenner mit den heiligen Schriften, welche sie verbreiten, mit dem Beispiel eines von dem Evangelium durchdrungenen und veredelten Familienlebens, mit dem Begriff eines Gottesreichs, das auf die Erde verpflanzt werden soll. So nehmen sie das Land immer mehr ein, und es folgt ihnen allmählich Europas Leben und Bildung, — mit dem Guten auch Böses, das ist wahr, aber daneben auch jenes Lebensprincip, welches lehren kann, beides zu unterscheiden und zwischen beiden zu wählen. Diese christliche Bevölkerung und dieses europäische Element sind in der Türkei das wachsende. Das erkennen die Muselmanen selbst an. Sie nennen es „das fränkische". Und die Araber sagen: „Allah ist eine Franke geworden!" *)

---

*) Nach Ubigini's wohlbekanntem Register besteht die Bevölkerung der Türkei aus 17 verschiedenen Volksstämmen, die auf folgende Weise klassificirt werden können:

Türken in Asien	10,700000
» in Europa	2,100000
Griechen in Asien	1,000000
» in Europa	1,000000
Armenier in Asien	2,000000
» in Europa	400000
Juden in Asien	80000
» in Europa	70000
Slawen in Europa	6,200000
Rumänen	4,000000
Albaneser	1,500000
Tataren in Asien	16,000000
» in Europa	16000
Araber in Afrika	3,000000
» in Asien	900000
Latus	48,966000

Drittens die **Reform**; denn obgleich man vorgibt, sie sei auf die Vorschriften des Korans gegründet, so hat sie doch den Glauben an den Koran, an dessen Allweisheit und Allzureichenheit, und damit auch den Glauben an dessen Propheten und an die Wahrheit seiner Lehre erschüttert. Die Reform; denn das Volk versteht sie nicht und hat keinen Glauben an die Männer, welche dieselbe ausführen sollen. Und zwar mit Recht. Denn diese Männer scheinen selbst nicht an die Reform zu glauben. Reschid-Pascha, der vornehmste Mann der Reform unter dem jetzigen Sultan und dessen Großvezier, arbeitete, wie es schien, in der ersten Zeit seiner Amtirung mit Eifer dafür; aber während der letzten Jahre seines Lebens arbeitete er für sich selbst und starb — unermeßlich reich. Der letztere Theil seiner Thätigkeit scheint seitdem bei den Regierungsbeamten des Staats, theils in der Hauptstadt, theils in den Provinzen, die

Transport	48,966000
Syrier und Chaldäer in Asien . .	235000
Drusen im Libanon und Haurân .	30000
Kurden in Asien	1,000000
Turkmanen in Asien	85000
Zigeuner	214000
Summa	50,530000

Nach dem Bekenntniß der verschiedenen Religionen kann diese Bevölkerung auch folgendermaßen eingetheilt werden:

Muselmanen in Asien	12,650000
» in Afrika	3,000000
» in Europa	4,550000
Griechische Christen in Asien . . .	3,000000
» » in Europa . .	10,000000
Katholische Christen in Asien . . .	260000
» » in Europa . .	640000
Juden in Asien	80000
» in Europa	70000
Bekenner anderer Religionen . . .	300000
Summa	34,550000

Hauptsache zu sein. — „Wenn das der Sultan wüßte!“ — spricht mancher in der Provinz, der noch steif und fest an den Sultan wie an etwas mehr als „den Schatten Gottes auf Erden“ glaubt.

Viertens der Sultan. Lasset uns einen Blick zwanzig Jahre rückwärts werfen! Die stürmische und blutige Regierung des Sultan Mahmud war vorüber. Er hatte die feudale Gewalt abgehauen, welche sich unter dem Schutz der Türkei gegen die Türkei erhoben hatte; er hatte dieselbe mit ihrem Haupt, dem gefürchteten Ali-Pascha von Janina, der zuerst unter ihm fiel, abgehauen; er hatte den Vicekönig von Aegypten, Mehemed-Ali, siegreich bekämpft; er hatte die Janitscharen ausgerottet; er hatte durch Nachgiebigkeit und Friedensschluß den Aufruhr gedämpft, den er durch Blut nicht hatte ersticken können; und vielleicht ebenso sehr durch seinen Geist wie durch eine zwingende Nothwendigkeit getrieben, hatte er in seinem nunmehr beruhigten Reich die Bahn der Reform betreten. Das morsch gewordene Alte darin sollte durch das Neue ersetzt werden, dessen Kraft anzuerkennen er genöthigt war, als er sich durch die Waffen und durch den Willen der europäischen Mächte geschlagen und bezwungen sah, als er Griechenland, Serbien und die Republik der Jonischen Inseln unter dem Schutz derselben Mächte das Joch der Türkei abwerfen sah. Da kam ein Sturm, der letzte, und das war der des Todes. Im delirium tremens endigte der Sultan Mahmud sein Leben.

Sein Sohn und Thronfolger war sehr jung, noch nicht zwanzig Jahre alt. Man kannte ihn nicht und wußte nicht, was an ihm war. Fragend blickte man am Tage seiner Thronbesteigung zu dem blassen Jüngling auf, und ahnte Gutes aus dem milden Ausdruck seines Gesichts, aus seinem fast wehmüthigen Lächeln. Das war an einem Tag im Juli.

Drei Monate danach, im November des Jahres 1839, hatte Abdul-Medschid im Rosengarten (Gulkhaneh) seines

Palastes seinen ganzen Hof, seine Minister, die Repräsentanten aller der Nationen, Religionen und Corporationen, welche sich in dem weiten türkischen Reiche vorfinden, zugleich mit den Gesandten der auswärtigen Mächte zusammenrufen lassen; und vor allen diesen ließ er durch Reschid-Pascha mit lauter Stimme den Hattischerif oder die Verordnung vorlesen, durch welche der Sultan versprach, der Türkei eine neue Organisation zu geben, die mit den Forderungen der Zeit und der Gerechtigkeit, gleichzeitig aber auch mit den Bestimmungen des Korans übereinstimmen sollte. Denn um die rechtgläubigen Türken nicht zu erschrecken und abzuschrecken, wurde die neue Organisation als eine Wiederbelebung vergessener Bestimmungen und Ansichten des Koran dargestellt. Es konnte aber auch nicht die geringste Schwierigkeit haben, aus diesem Buch von Tutti-Frutti, von „Losem und Festem" (wie Mohammed selbst es nennt), zu nehmen und auszuziehen, was man nur wollte.

Die Bekanntmachung selbst beginnt folgendermaßen:

„Die ganze Welt weiß, daß im Osmanischen Reiche in den frühesten Zeiten desselben die herrlichen Vorschriften des Koran und die Gesetze des Reichs eine stets geachtete Richtschnur abgaben. In dessen Folge wuchs das Reich an Kraft, Größe und Reichthum. Seit etwa anderthalbhundert Jahren hat eine Folge von Ereignissen und mehrere andere Ursachen Veranlassung dazu gegeben, daß man aufgehört hat, sich an diese heilige Sammlung von Gesetzen und an die Bestimmungen zu halten, welche daraus hergeleitet worden sind, und infolge dessen hat sich die Kraft und der Reichthum des Reichs in Schwäche und zunehmende Armuth verwandelt. Das liegt darin, daß in der That jedes Reich seinen Bestand verliert, sobald man aufhört, den Gesetzen desselben Gehorsam zu leisten. Diese Betrachtungen haben unsere Gedanken beständig beschäftigt, und seit dem Tage unserer Thronbesteigung haben das allgemeine Beste, die Verbesserung

des Zustandes sowol des gesammten Staats als der Provinzen, und die Erleichterung der Lasten des Volks nicht aufgehört, unsere Aufmerksamkeit ausschließlich zu beschäftigen. . . . . Wenn man nun die geographische Lage des Osmanischen Reichs, die Fruchtbarkeit seines Bodens, und die Eigenschaften, sowie die Intelligenz seiner Bewohner in Betracht zieht, so muß man die Ueberzeugung gewinnen, daß, falls man sich bemüht, wirksame Hülfsmittel zu finden, das Resultat, welches wir mit Gottes Hülfe zu erlangen hoffen, vielleicht schon im Laufe einiger Jahre erlangt werden kann. Im vollen Vertrauen also auf den Beistand des Höchsten, und unterstützt durch die Vermittelung unsers Propheten, halten wir für zweckmäßig, durch neue Institutionen den Provinzen, aus denen das Osmanische Reich besteht, die Wohlthat einer guten Regierung zu verschaffen."

Diese neue Organisation, welche an erster Stelle Garantien enthalten sollte, welche geeignet erschienen, allen Rajahs (oder den christlichen Unterthanen der Türkei) völlige Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums zu versprechen, sollte im übrigen alle Zweige der Regierung des Reichs umfassen: Politik, Verwaltung, Justiz, Unterrichtsanstalten, Vertheidigung zur See und zu Lande, Finanzen u. s. w.

Der Sultan machte sich nicht allein durch einen Eid verbindlich, die Verbindlichkeiten, welche er infolge seines Hattischerifs — dessen geschriebenes Original in demselben Gemach in der Moschee Eijub's niedergelegt wurde, in welchem der Mantel des Propheten aufbewahrt wird — auf sich genommen hatte, genau zu erfüllen; sondern er genehmigte auch zugleich im voraus alle Maßregeln und Schritte, die später zur Sicherung der Reformausführung für nöthig erachtet werden würden.

Redschid-Pascha war damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten der Pforte. Kurze Zeit darauf wurde er zum Großvezier erhoben. Der frühere Groß-

vezier wurde abgesetzt, weil — wie der Sultan in seiner desfallsigen Verordnung sagt — er bei diesem den Eifer nicht gefunden habe, den er für die Ausführung seines Reformwerks wünsche und erwarte. Er hoffte nun in Redschid-Pascha den rechten Mann dazu gefunden zu haben.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem der Hattischerif von Gulkhaneh bekannt gemacht worden ist, eine neue Zukunft, einen schönern Tag für die Türkei versprechend. Zwanzig Jahre sind vergangen — wie steht es jetzt mit der Türkei? — Als politische Macht steht sie mehr als jemals auf wankenden Füßen; ebenso steht sie aber auch in Bezug auf innere Einheit und besonders hinsichtlich der Finanzen. Niemand stellt dies in Abrede, am allerwenigsten die denkenden Türken selbst. Diese glauben nicht einmal an eine Hebung oder gar an die Rettung der Türkei. Sie sagen vielmehr: — „Der Prophet hat gesagt, jede Nation habe, wie jedes Individuum, ihr vorgestecktes Lebensziel; wenn dies gekommen ist, so steht es in keines Menschen Macht, dasselbe zu verlängern!" (Der Fatalismus des Koran.) — Oder sie sagen auch: „Als die Pflanzen dem weisen Lokman ihre heilenden Kräfte entdeckten, so sagte ihm keine derselben: «Ich kann einen Todten wieder lebendig machen». — Abdul-Medschid ist ein Lokman; aber die Türkei — —"

Schlägt man einem Denkenden unter den Türken ein wirksames Mittel zur Verbesserung der Stellung vor, so antwortet er darauf: — „Sie haben sehr recht; aber wer soll das ausführen? — Der Sultan? — Dem fehlt es an Energie, dem fehlt es an Geld. — Seine Minister und Paschas? — Denen fehlt es an Muth und an Mitteln, vor allem aber an dem Willen und an einer heilsamen Furcht. Und Glauben an die Reform gibt es nicht bei den Großen, besonders seitdem diese Paris besucht und hernach keinen Glauben an den Koran oder an irgendetwas mehr haben. Es gibt aber auch diesen Glauben nicht bei dem Volk, weil dieses noch an den

Koran und an die Heiligkeit der alten Bestimmungen glaubt.

— „Wenn das der Sultan wüßte!" — spricht das Volk in den Provinzen, das von den Beamten unter gesetzlichen Formen und von gesetzlosen Horden unterdrückt oder beraubt wird. Aber der Sultan weiß es nicht, und erfährt auch nichts von dem wahren Zustand seines Reichs. Die Wahrheit gelangt nicht bis zu ihm. Wie sollte sie denn zu ihm gelangen? — Die Presse ist geknebelt; die türkischen Blätter sagen blos, was die Minister wollen, und die Minister vermeiden alles, was den Sultan in schlechte Laune bringen kann. Niemand von ihnen will demselben eine schlechte Neuigkeit überbringen. Zwar fürchtet niemand mehr die Anwendung des alten, noch jetzt gültigen Gesetzes, welches denjenigen zum Tod verurtheilt, der dem Sultan eine schlimme Botschaft bringt — denn Abdul-Medschid's milder Sinn beseitigte diese Gefahr —; aber man fürchtet doch sein aufbrausendes hastiges Wesen und ein hastiges Wort seiner unbeschränkten Herrschergewalt. Jeder fürchtet, wenn auch nicht für seinen Kopf, doch für sein Amt und für seine Einkünfte; jeder sucht deshalb den Sultan bei guter Laune zu erhalten. Und während es dabei immer schlimmer und schlimmer mit der Ordnung im Reiche, mit den Finanzen und mit dem Credit geht, spiegelt man dem Sultan vor, daß alles aufs beste ginge, und so überläßt dieser sich sorglos seiner Vorliebe fürs Bauen, gibt Einschränkungen wieder auf, die in dieser oder jener Beziehung bereits begonnen sind, und verwickelt sich von einem Tag zum andern in immer größere pecuniäre Verlegenheiten.*)

*) Dabei helfen ihm seine Kadinen oder Gemahlinnen getreulich, indem sie auf den Bazars auf Credit kaufen und alles kaufen, was ihnen gefällt. Abdul-Medschid wollte eines Tags diesen Unfug abstellen, und gab einem seiner Minister Befehl, die Ausgaben seines Harems zu reguliren. Der Minister

Fehlt das nöthige Geld zu irgendeiner Ausgabe, so wird es aufgeborgt; allein gegenwärtig bekommt der Sultan kein Geld unter funfzig Procent, oder nur unter andern unerhörten Bedingungen. Gleichviel, man muß Geld für den Augenblick haben, um welchem Preis es auch sein möge. Und über diesem Gelddurst des Augenblicks versäumt man die nöthigsten Reformen in den Finanzen und läßt Verhältnisse fortbestehen, welche das Reich in kurzer Zeit ruiniren müssen.

Das gegenwärtige Verhältniß der Zölle von den aus- und eingeführten Waaren scheint von dieser Art zu sein. Für Waaren, welche aus der Türkei ausgeführt werden, ist der Zoll doppelt, zuweilen zwei- bis dreidoppelt so hoch wie von Waaren, welche eingeführt werden. Unglaublich, aber doch wahr! *)

Ein anderes solches Verhältniß besteht darin, daß man die verarbeiteten Rohstoffe mit einer höhern Abgabe belegt als die Ausfuhr der Rohstoffe selbst; Mehl

---

verkündigt den Kadinen, daß sie auf so und so lange Zeit nicht mehr als eine gewisse Summe für Ankäufe verwenden sollen. Die Favoritkadine des Sultans antwortet darauf dadurch, daß sie am folgenden Tage dem Minister eine Rechnung über eine halbe Million Piaster für Juwelen, welche sie gekauft hat, mit dem Hinzufügen übersendet, daß sie, wenn er ihr noch ferner Vorschriften über ihre Ausgaben machen wolle, an jedem folgenden Tage eine doppelt so große Summe zu dergleichen Ankäufen verwenden werde. Der Minister geht zum Sultan, beklagt sich, zeigt die Rechnung, und vermeldet die Drohung der übermüthigen Kadine. — „Ah, sie ist es" — spricht der Sultan gelassen —, „ja, ich rathe Euch, sich mit ihr gut zu stellen; denn wenn sie dies einmal gesagt hat, so thut sie es auch!"

*) Dieses Verhältniß, welches nach dem letzten orientalischen Kriege eintrat, als England und Frankreich von der Türkei Herabsetzung der Zölle für ihre Waaren verlangten und bewilligt erhielten, soll gegenwärtig durch Vermittelung Englands regulirt werden. (Zusatz vom Jahre 1861.)

z. B. zahlt einen höhern Zoll als Getreide. Warum? — ist schwer zu erklären, wenn der Grund nicht in dem Bedürfniß der Regierung zu suchen ist, ohne irgendeine Rücksicht auf die Zukunft Geld für den Augenblick zu schaffen. Und der Augenblick wird beschleunigt, wenn sie nichts mehr werden auftreiben können! Ja, das scheint bereits nahe bevorzustehen.

Das große Tagesgespräch Konstantinopels ist während der Zeit, da ich mich daselbst aufgehalten habe, darauf hinausgegangen, daß der Sultan eine Reise nach Salonichi, Smyrna, vielleicht Beirut und Alexandrien hat unternehmen wollen, daß aber nichts aus dieser Reise geworden, weil er nicht im Stande gewesen ist, das dazu nöthige Geld aufzuborgen. Lange — so sagt man — blieb der Sultan in Ungewißheit über das Sachverhältniß; aber endlich kroch die Wahrheit langsam hervor. Und nun folgen Anekdoten über Anekdoten über die Folgen der Einstellung dieser Reise; von 400 Stück Koffern, welche für dieselbe bestellt worden sind, und von denen in erster Hand das Stück 100 Piaster, bis sie aber in die Hände des Sultans gelangten 500 Piaster kostete, dann aber von dem Verfertiger zu dem Preis von 40 Piastern für das Stück zurückgenommen werden mußte; ebenso von Bestellungen anderer Dinge und Geräthschaften für die Reise, die nun haben zurückgenommen werden müssen. Und diese Geschichten von dem Sultan, von seiner Reise und von seiner Geldnoth, in denen das Lächerliche mit dem Mitleiderregenden abwechselt, nehmen gar kein Ende. Man wiederholt sie in den Hotels, in den Cafés, in Privatwohnungen und auf dem Markte. Manche erzählen, daß der Sultan nach Malta reisen und sich unter Englands Schutz stellen wolle; andere versichern wieder, daß er zwar reisen werde, aber blos in die Dardanellen und nach Salonichi, nicht aber nach Smyrna. Und doch hat er nach Smyrna ein Schreiben, wie von ihm selbst verfaßt, erlassen, worin er das Versprechen gibt, dorthin

zu kommen und daselbst zu verweilen, und die Hoffnung ausspricht, daß seine dortigen treuen Unterthanen ebenso zufrieden mit ihm, wie er mit ihnen, sein würden. Ein Schreiben, welches in Smyrna große Freude erregte. — Arme Bewohner Smyrnas, die ihr nun lange Nasen bekommen habt; armes kleines Mitylene, das sich in der Hoffnung, seinen König zu sehen, so sehr freute, und eine neue Brücke und einen prächtigen Kiosk gebaut hat, um ihn zu empfangen! *)

Hier und da flüstert man davon, daß die Hohe Pforte werde bonis cediren müssen. Die Civilliste des Sultans allein hat eine Schuldenlast von mehr als zweihundert Millionen Piaster.

Ubigini in seinem interessanten, aber allzu türkischgesinnten Werk: „Lettres sur la Turquie" (1858), sagt: — „Die Türkei durchläuft gegenwärtig eine jener Krisen, in denen die alten Institutionen, durch die Veränderungen und den Fortschritt der Ideen erschüttert, nicht länger ein heilsames Gleichgewicht herzustellen im Stande sind, während die Bevölkerung, zur Hälfte irre geleitet, sowie sich der Muselman in der Wüste zur Stunde des Gebets nach allen Richtungen hin umsieht, um seine Kyble (Pforte oder die Richtung nach der Kaaba von Mekka) zu finden, sich an seine Regierenden wendet, und von

*) Nach allem Geschwätz über diese Reise und darüber, daß sie nicht stattfinden werde, ist der Sultan gestern wirklich abgereist, jedoch blos nach Salonichi, und hat — was sehr charakteristisch ist — auf diese Reise, die, wie man sagt, blos in der Absicht unternommen worden ist, einen Theil der Landeskinder zu sehen und ihre Klagen zu hören, sein Theaterpersonal und seine Kapelle mitgenommen. Eine donnernde Kanonade gab das Signal zu seiner Abreise, und gegenwärtig errichtet man auf dem Bosporus, dem Palast des Sultans gerade gegenüber, eine Art von Tempel, der dazu bestimmt ist, durch sein Aufgehen in sprühende Funken und Flammen seine Rückkunft zu feiern. Feuerwerk, Blendwerk, Asche — das ist die Nahrung des Sultans! (Späterer Zusatz.)

diesen nicht blos angemessene Bestimmungen, sondern auch deren umsichtige Handhabung erwartet. Mögen der Sultan und seine Minister darauf achten. Es genügt nicht, Gesetze gegen den Ueberfluß zu erlassen, man muß diesen Gesetzen auch selbst gehorchen und um sich her weder Veruntreuungen noch Verschleuderungen dulden."

Für mich ist die Türkei ein schlagender Beweis von einem Staat, von der Unfähigkeit eines Volks, sich selbst zu regeneriren ohne die Institutionen, welche das Selbstbewußtsein und die Selbstregierung eines Volks erhalten und fördern, ohne eine freie Staatsverfassung und eine freie Presse.

Lasset uns jedoch nicht vergessen: etwas ist gewonnen, etwas wird täglich gewonnen in der Türkei durch die Reform und durch deren neue Gesetze für die Rechte und für die Gewissensfreiheit des Volks; etwas wird für die Menschheit gewonnen.

Für die Menschheit! — Das ist das Wesentliche. Denn das Reich der Menschheit ist das Reich Gottes auf Erden, und die Bevölkerung dieses Reichs sind die Völker aller Stämme und aller Zungen, die dafür leben und arbeiten. An diese schließen sich diejenigen Söhne der Türkei, welche die Lehre des Evangeliums — ja, auch in dem dunkeln Reflex derselben, der im Koran enthalten ist — und die Ideale redlich umfassen, welche sie für alle Sphären des Lebens hervorruft. Aber die Türkei als Staat verschwindet, geht unter. In dem Innersten ihres Organismus herrscht der Tod, und kein Hattischerif aus dem Rosengarten des Serails vermag dem Leichnam das Leben zurückzugeben.

Fünfhundert Jahre hat die türkische Gewalt gedauert. — „In jedem fünften Jahrhundert" — sagt eine arabische Tradition — „kommt der Wundervogel Phönix aus Aegypten mit dem Leichnam seines Vaters, in einem Ei in Myrrhen einbalsamirt, und begräbt denselben im Tempel der Sonne." — Eine bedeutungsvolle Sage!

Die Türkei liegt im Sterben, und dennoch umfaßt die Türkei die schönsten und fruchtbarsten unter den Ländern der Erde; ihre Ufer werden von sechs Meeren gebadet; eine goldene Sonne, ein selten mit Wolken bedeckter Himmel glänzt über ihren Bewohnern. Sollten sie wahr sein, jene Worte des Propheten: — „Jedes Volk, wie jedes Individuum, hat sein bestimmtes Ziel, und wenn dies erreicht ist, so steht es in keiner menschlichen Gewalt, es weiter zu stecken!"

Ja, diese Worte sind wahr für diejenigen Völker, welcher ihr Lebensprincip außer sich haben, welche der unumschränkten Gewalt und dem Schicksal blind gehorchen; allein sie können nicht wahr sein für die Völker, welche ihr lebenspendendes und leitendes Princip in sich selbst besitzen, und in ihrem höhern Gottesbewußtsein das Mittel und die Bürgschaft einer unendlichen Fortbildung besitzen.*) Diese freien Bürger eines freien Volks bilden und umbilden ihre Gesetze nach Ideen — den Grundlagen der Dinge —, die nicht von gestern oder von vorgestern, sondern von Ewigkeit her von dem Gott, der die Welt erschaffen und die Menschen nach seinem Bilde gemacht hat, in die Menschenbrust gepflanzt sind. Diese Ideen können verdunkelt, aber nicht ausgerottet oder unterdrückt werden; denn ihre Wurzel ruht in dem Ewigen. Sie können nicht wiedergeboren, aber sie können von den Menschen weiter entwickelt werden. Bei Gottes Wort und dem „Es werde Licht" klären sie sich, und erheben sich von Jahrhundert zu Jahrhundert „von einer Klarheit zur andern" — Gottes und der Menschen vereintes Werk!

Wohl dir, o meine mütterliche Heimat, mein Volk und mein Vaterland! Zwar ist deine Sonne bleich und dein Boden arm im Vergleich mit diesem; zwar züchtest du keine Seide und hast kein Gold, noch weniger Wein

*) „Zeige mir den Gott eines Volks und ich will die Geschichte dieses Volks voraussagen" (Euripides).

und goldene Früchte; aber du hast das Evangelium, du hast Freiheit, und hast in dem freien Versammlungsrecht und in dem freien Wort ein Mittel, deiner selbst immer mehr bewußt und dir immer klarer zu werden, ein Mittel zu deiner Selbstregierung. Deine immergrünen Wälder rauschen über freien selbständigen Männern und Frauen, und die Stimme des Geringsten vermag bis zum Thron zu dringen.

Du hast geglaubt und glaubst noch an das ewig Wahre in Gott und von Gott in den Menschen gelegt. Du hast dir das Recht gegeben, von Geschlecht zu Geschlecht dein Leben nach einem unsterblichen Ideal zu entwickeln. Was sollte deine ewige Verjüngung hindern? — Deine Söhne und deine Töchter, die du frei gemacht hast, werden dich vorwärts führen in dem Siegeszuge der freien Völker, der Menschheit — — rauschet, rauschet, ihr immergrünen Wälder!

Bujukdereh, am 3. August.

Die hauptsächlichste Ursache der Schwierigkeit einer Wiedergeburt der Türkei dürfte wol in den Frauen und in den Geistlichen des Landes liegen. Zwar sehnen sich viele von den erstern, namentlich in Konstantinopel, aus ihrem Haremsleben nach dem Leben, wie sie es die europäischen Frauenzimmer genießen sehen; aber sie sehnen sich danach wie das Kind nach dem Mond, den es im Wasserspiegel glänzen sieht. Sie wollen Musik hören und namentlich „die Musikanten" sehen; sie wollen die „europäischen Herren" sehen und mit denselben umgehen; das bekennen ganz naiv mehrere von den schönen Eingesperrten, die des einförmigen Despotismus ihrer Gebieter und des noch einförmigern Umgangs derselben überdrüssig geworden sind. Sie verstehen wenig, was die Freiheit des Weibes im edlern Sinne sagen will; und

ihre Herren und Gebieter verstehen es ebenso wenig. Es bedarf nicht weniger als einer Taufe des ganzen türkischen Volks, einer Bekehrung desselben zum Christenthum, um den Schleier von den Seelen der türkischen Frauen zu heben, und sie fähig zu machen, ein freies Volk zu gebären und aufzuziehen. Zwar wird die Vielweiberei, infolge des Druckes der Zeit, immer seltener in der Türkei, und die Mehrzahl der Männer in Konstantinopel soll blos eine rechtmäßige Ehefrau haben — die Zahl der Sklavinnen ist noch unbegrenzt —; zwar läßt dieser oder jener Pascha seine Töchter französisch lesen oder ein bischen auf dem Fortepiano klimpern lernen, wodurch sie weder klüger noch besser werden; aber dabei bleibt es auch. Nach der Ansicht der Türken muß das Weib verschleiert und unbekannt bleiben. Nur unter dem Schutz der Unwissenheit und des Zwanges glaubt er sie und sich selbst vor Unehre bewahren zu können.*) Außerdem hat er die alte Sitte und das Gesetz des Koran auf seiner Seite.

Allein gegen die gründliche Bekehrung, die ich erwähnte, erhebt sich natürlicherweise mit aller Macht die gelehrte Klasse mit ihren Ulemas, Imams und Derwischen. Die Ulemas bilden eigentlich die Klasse der Gelehrten, aus welcher man sowol die Richter (die Kadis) als die Priester (Imams), welche den Dienst an den Moscheen verrichten, herausnimmt. Die Weisheit eines Ulema besteht in seiner Kenntniß des Koran und in seiner Fähigkeit, alle dessen Vorschriften auszulegen und auf die verschiedensten Fälle anzuwenden. Ihr Wissen bildet eine Großmacht im Gegensatz zu dem Volk, welches im höchsten Grade unwissend ist. Nur ausnahmsweise kann ein

---

*) Ausführlichere Nachrichten über die türkischen Frauenzimmer und über die Frauen des westlichen Morgenlandes gibt die Gräfin Doro d'Istria in ihrem außerordentlich interessanten Werk: „Les femmes en Orient“.

Mann aus der arbeitenden Klasse lesen. Die Ulemas sind Feinde aller tiefer gehenden Reformen. Die am tiefsten gehende, die christliche, würde zugleich die gänzliche Vernichtung ihrer gesammten Macht sein. Die Leute aus dem Volke werden blos in den fünf täglichen Gebeten (Namaz) und in den Waschungen unterrichtet, und werden mit weisen Lebensregeln bekannt gemacht, welche dem Koran entnommen sind. *)

Es spricht sehr für die ursprüngliche Güte des türkischen Volks, daß gerade derjenige Theil desselben, der so wenig Unterricht genießt und von seiner Hände Arbeit lebt, für den besten und ehrenwerthesten gehalten wird.

---

*) Unter den 58 Glaubens- und Lebensregeln, welche von dem gelehrten Omer-Nessifi aus dem Koran zusammengestellt worden sind, um als eine Art von Katechismus in den Schulen zu dienen, findet man mancherlei Gutes, wie z. B. Folgendes: „Der beste unter den Menschen ist derjenige, welcher sich seinen Mitmenschen nützlich macht", und: „Die Tugend besteht nicht darin, daß ihr euer Angesicht nach Osten oder nach Westen wendet. Tugendhaft sind diejenigen, welche an Gott, an den Jüngsten Tag, an das Buch und an den Propheten glauben; die aus Liebe zu Gott ihrem Nächsten, den Vaterlosen, den Armen und den Reisenden helfen, die Gefangenen loskaufen, Almosen geben, ausdauernd im Beten sind, ihre Verbindlichkeiten erfüllen, Geduld in Widerwärtigkeiten zeigen" u. s. w. (Kap. 2, V. 12). Die Summe aller Tugend und die Quintessenz aller Vorschriften für den Muselman ist in den Worten ausgesprochen: „Der, welcher gesagt hat: «Es gibt nur einen Gott», dieser Mann ist ins Paradies eingegangen." Ebenso hoch steht auch das Bekenntniß: „Mohammed ist das Siegel oder die Versiegelung aller Propheten, d. h. er hat die Reihe der Propheten geschlossen.

Wie ich bereits früher erwähnt zu haben glaube, verwerfen die Mohammedaner die heiligen Bücher der Juden und der Christen keineswegs; aber sie kennen dieselben wenig oder nicht. Sie erkennen an, daß dieselben vorhergehende vorbereitende Offenbarungen enthalten, denen Mohammed (der Auserwählte oder Paraklet) und der Koran die Vollendung geben soll.

Ich habe mehrere evangelische Christen sagen hören, daß sie in Konstantinopel lieber mit Türken als mit griechischen Christen zu thun haben wollen. Als Muster von Redlichkeit und Zuverlässigkeit führt man die Bootsleute auf dem Bosporus an. Diese, die zu Hunderten ihren Lebensunterhalt daselbst durch Rudern verdienen, zeigen in der That ein äußerst vortheilhaftes Aussehen und ein ehrliches offenes Wesen. Sie sind schöne und stattliche Leute.

Minder gut ist der Ruf der Paschas und überhaupt der höhern türkischen Beamten, obwol ich auch in Bezug auf sie mehr als ein Beispiel unbestechlicher Redlichkeit und Uneigennützigkeit habe erwähnen hören. Aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Dagegen habe ich nur ein einstimmiges Urtheil in Betreff des fanatischen Conservativismus des Ulemacorps und des blinden Fanatismus der Derwische gehört. Die letztern sind die Mönche des Morgenlandes. Unter den Namen Santons, Sofis, Fakirs u. a. m. sind sie durch alle Länder Asiens vom Ganges bis zum Mittelländischen Meer verbreitet. Der gelehrte schwedische Orientalist d'Ohsson zählt nicht weniger als sechsunddreißig verschiedene Derwischorden auf, von denen achtzehn bereits bei der Gründung des Osmanischen Reichs vorhanden waren. Alle diese Orden machen Anspruch auf einen hohen Grad von Heiligkeit, und suchen diese letztere in der Entsagung aller Güter dieser Welt, in einer Lossagung von allen jenen süßen Banden, welche auch die Grundlage der Lehre Buddha's ausmacht, und außerdem in einer Menge von ascetischen Uebertreibungen und Ceremonien, von denen Buddha sich frei erhielt. Mit diesem Gebaren beabsichtigen sie die Vernichtung des individuellen Lebens und das Aufgehen in einem ekstatischen Zustand, von welchem sie wähnen, daß er etwas Göttliches sei.

Im allgemeinen sind die Derwische ebenso unwissend als fanatisch, und nicht selten äußerst hochmüthig. Sie verlangen Almosen und Ehrerbietung. Ein großer Theil

von ihnen ist fortwährend auf der Wanderschaft begriffen und durchstreift das Land, Gebete aus dem Koran oder Sentenzen hersagend, und für sich und ihren Orden bettelnd. Das Volk glaubt an ihre Fürbitte wie an ihre magische Kraft, und fürchtet ihren Zorn.

In Konstantinopel hatte ich bereits ihre Kunst, sich zu drehen — bei den tanzenden Derwischen — bewundert; ich sollte aber auch noch ihre Geschicklichkeit im Betrügen bewundern lernen.

Konstantinopel besitzt zwei daselbst seßhafte Derwischorden, die sogenannten Mewlis oder tanzenden Derwische in Pera und Kuffei, und die brüllenden Derwische in Skutari. Ich ging eines Tags mit dem Baron Beckfriis, um den Gottesdienst der letztern anzusehen. Ihre Tekie hatte blos auf einer Seite eine kleine Galerie für Fremde, die sich aber ganz nahe bei dem Chor oder bei demjenigen Theil der Tekie befand, wo die Obern der Derwische zu stehen pflegen. Da trat ein ältlicher Mann von patriarchalischer Schönheit hervor, so wie wir uns etwa den Abraham denken können, als Melchisedek ihm Brot und Wein opferte. So ehrfurchtgebietend, so schön, so mild und so erhaben sah er aus mit seinem langen weißen Bart, mit seinen orientalisch schönen Gesichtzügen, und mit seiner stattlichen, aber einfachen Kleidung. Er trug einen weiten, langen, grauen Rock, einen breiten seidenen Gürtel, den türkischen Turban und gelbe Pantoffeln. Zwei jüngere Männer führten ihn mit tiefer Ehrfurcht vor an einen Lehnstuhl und blieben sodann zugleich mit mehreren andern Männern um ihn herum stehen, wie Hofleute um ihren König. Das Schauspiel begann damit, daß vier gigantische Dolche mit eisernen Ketten, gleich Geiseln rings um den Handgriff versehen, zu dem ehrwürdigen Mann getragen wurden. Er prüfte ihre Spitzen, zeigte dieselben seiner Umgebung und den Zuschauern, setzte dann einen Dolch nach dem andern an seine Schläfe und drehte ihn in einer Weise herum, als ob er sich

denselben in den Kopf bohren wollte. Aber natürlicherweise vermochte weder Stahl noch Eisen einen so wunderbar heiligen Mann zu verletzen! — Sodann wurde mit einigen andern scharfen Instrumenten manipulirt, vermuthlich um unschädlich gemacht zu werden. Nun traten durch die von der Straße hereinführende Thür Jünglinge und Knaben herein, die einer nach dem andern sich kopfüber zu den Füßen des großen Derwisch hinstreckten. Letzterer stand dann langsam auf und beliebte in Gnaden auf die Daliegenden zu treten, vom Nacken an über den ganzen Rücken hinab bis zu den Füßen. Während dieser Promenade in gelben Pantoffeln wurden seine Arme unterhalb der Elnbogen von den beiden Derwischen zu seiner rechten und zu seiner linken Seite, jedoch so leicht unterstützt, daß er sich augenscheinlich nicht anders auf sie stützte, als um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Die getretenen Jünglinge richteten sich dann wieder auf, küßten die Hand oder die gelben Pantoffeln des heiligen Vaters, und traten ab. Auch kleine Knaben, Kinder in einem Alter von sechs oder sieben Jahren, wurden von ihren Aeltern vor die Füße des Derwisch gelegt, und von diesem auf dieselbe Weise mit Füßen getreten, ohne daß sie irgendeinen Nachtheil davon zu haben schienen. Dies setzte mich in Erstaunen, und macht mich noch in diesem Augenblick staunen, da ich nicht, wie die rechtgläubigen Türken, annehmen kann, daß dieser großer Derwisch vor lauter Heiligkeit und durch das vielfach wiederholte Ausrufen von Allah's Namen *) alle körperliche Schwere verloren haben sollte.

Diesem Auftritt, der während des sogenannten Gottesdienstes immer wieder erneuert wurde, folgte ein anderer,

*) Dieser außerordentlich heilige Derwisch soll den Namen Allah's in vierundzwanzig Stunden ungefähr zweihunderttausendmal ausrufen, und dadurch, wie man glaubt, in außerordentlicher Weise vergeistigt werden.

der beim ersten Anblick noch sonderbarer erschien. Jünglinge und Knaben traten vor und beugten die Knie vor dem Derwischpatriarchen, der ihnen eine lange Pfrieme oder eine stählerne Nadel in den Mund hinein und durch die Wange nach außen bohrte. Darnach stand ein Jüngling auf und blieb stehen, indem ihm die erwähnte lange Nadel mit einem Ende zum Munde heraus, mit dem andern Ende durch den Kinnbacken herausragte. So standen bald neun bis zehn Jünglinge in einer Reihe aufgestellt da und sahen sehr vergnügt aus; auf ihren durchbohrten Wangen zeigte sich kein Tropfen Blut. Dies läßt sich blos dadurch erklären, daß in die Wangen der jungen Leute schon vorher Löcher gemacht worden waren, wie man Löcher in die Ohrläppchen sticht, die, obgleich sie heilen, sich doch immer offen halten. Diese Erklärung wurde mir dadurch einleuchtend, daß der große Derwisch, der doch augenscheinlich sehr geübt in der Kunst war, die stählernen Nadeln an den rechten Stellen durchzustecken, doch dann und wann ein wenig nach der rechten Stelle suchte, und als er einmal bei einem kleinern Knaben an der unrechten Stelle durchbohren zu wollen schien, zuckte der Knabe zusammen, während sich auf einen Augenblick Schmerz und Unruhe auf seinem Gesicht auszudrücken schienen. Aber bald darauf kam der Stahl am richtigen Orte heraus, und der Knabe ging vergnügt und stellte sich neben seine Kameraden, welche auf diese Weise einen Piaster oder ein Plätzchen in dem Paradies der Derwische — ich weiß nicht, welches von beiden — erwarben.

Im Hintergrunde, dem großen Derwisch gerade gegenüber, hatte sich unterdessen eine Menge von Derwischen in einer Reihe aufgestellt, die noch fortwährend durch Männer vermehrt wurde, welche von der Straße hereinkamen — ich gewahrte auch einige türkische Soldaten unter ihnen — und augenscheinlich der niedern Volksklasse angehörten. Sie stellten sich dicht nebeneinander und bogen sich von der Rechten zur Linken in abgemessenem

Takt, und mit einem singenden Ausruf, der in meine Ohren wie der gewöhnliche Ausruf von den Minarets der Mohammedaner klang: — „La ilahe ill-allah ve Mohammed rocoul Allah!" („Es gibt keinen Gott außer dem einen und Mohammed ist sein Prophet!") — Dieses Rufen, sowie das Hinüber- und Herüberbiegen nimmt an Intensivität zu, bis das erstere ein Schreien oder Brüllen, das letztere ein gewaltsames Schütteln aller Glieder des Körpers wird, wobei besonders der Kopf hin- und hergeworfen wird, als wollte er sich von dem Körper losreißen. Andere Stimmen erheben sich wie eine Art von Baß oder Hintergrund für die erstern; Flöte und Trommel wirbeln. Drei Stimmen werden erkennbar in dieser Art von Chor ohne den geringsten Schimmer von Melodie, aber nicht ohne rhythmischen Takt und Effect. Der Chor steigert sich zu einem förmlichen Sturm, währenddessen die Gesichter der brüllenden Sänger ein wahrhaft erschreckendes Ansehen bekommen. Einige sehen aus, als ob sie Schläge bekommen sollten, andere sind blaß und im Schweiße gebadet; mehrere Männer scheinen nahe daran zu sein, den Geist aufzugeben, während sie das Wort „Allah! Allah!" wiederholt hervorkeuchen, welches schließlich das einzige ist, was alle diese Gestalten, deren Glieder aus den Gelenken gelöst zu sein scheinen, hervorbrüllen können.

Es ist ein widerwärtiges Schauspiel sowol für die Augen als für die Ohren, und es gehört eine gewisse Nervenstärke dazu, um es auch nur als Zuschauer auszuhalten:

Wenn dieser himmelstürmende Sturm endlich den Höhepunkt erreicht hat, welchen menschliche Lungen und Glieder zu erreichen im Stande sind, fängt er allmählich an ruhiger zu werden, und die Acteurs, die ich infolge dieser mindestens eine volle Stunde dauernden Anstrengung halbtodt hinstürzen zu sehen erwartete, blieben endlich stehen, trockneten ihre Gesichter ab und gingen jeder seines Wegs.

Ein neues Schauspiel fesselt nun die Blicke.

Drei Männer, nackend bis zum Gürtel, stürzen herein; zwei von ihnen, dunkelfarbig wie Beduinen, machen einen hohen Sprung gegeneinander, währenddessen sie sich gegenseitig Dolche in den Leib zu bohren suchen, deren sie in jeder Hand einen halten, der an einer kleinen schwarzen eisernen Kette hängt. Sie nehmen dabei entsetzliche Körperverdrehungen vor und machen unsinnige Anstrengungen. Aber entweder muß ihre Haut sehr hart sein, oder diese großen Dolche sind sehr stumpf — vielleicht infolge der Manipulation des großen Derwisch —; gewiß ist es, daß es ihnen nicht gelingt, durch die Haut bis auf das Blut zu dringen, oder auch nur die geringste sichtbare Wunde zu bewirken, wie sehr auch die aufeinander losspringenden Büßer arbeiten und sich anstrengen mögen.

Keinen bessern Erfolg hatte ein junger Mohr, der sich selbst den Kopf abzuschneiden versucht, indem er mit einem Säbel, den er mit beiden Händen umfaßt hält, auf seinem Nacken herumsägt. Man gewahrt dabei weder Blut noch irgendeine andere Folge.

Nachdem die Büßenden in dieser Weise funfzehn bis zwanzig Minuten miteinander gekämpft hatten und endlich dem Erliegen nahe zu sein schienen, erhob sich der große Derwisch mit einem Gesichtsausdruck voller Mitleid und Erbarmen, eilte zu den Erliegenden hin, wand ihnen die Mordwaffen aus den Händen, und übergab sie mit einem Ausdruck, der zu sagen schien: — „Es ist genug! Es ist genug!" — seinen Beiständen, welche die vermuthlichen Wunden verbanden und die ermatteten Acteurs unter besänftigenden Geberden vom Schauplatz wegführten.

Der letzte Auftritt in dieser großen Vorstellung, die gerade an diesem Tage außerordentlich vollständig gewesen sein soll, bestand darin, daß einer der tanzenden Derwische von Pera mit seinem weißgelben umgewandten Blumentopf auf dem Kopfe hervortrat und mitten in der Tekie ganz allein seinen Ringeltanz ausführte, wofür er

von dem großen Derwisch, der während dieser ganzen Zeit seine würdige ehrfurchtgebietende Haltung beibehielt, gnädigen Dank erhielt. Daß er demungeachtet ein richtiger Faxenmacher, ein unverschämter Heuchler war, schien mir klar zu sein; und daß das ganze Schauspiel eine schamlose Betrügerei war, um von der unwissenden Menge Bewunderung und Geld zu ernten, das war mir ebenso klar, wenn auch an Ort und Stelle keine Collecte veranstaltet wurde. Die Einkünfte kommen hier auf andere Weise herbei: sie kommen von Müttern, die ihre Kinder gesund gemacht oder vor bösen Einflüssen bewahrt haben wollen; sie kommen von allen den Tausenden leichtgläubiger und unwissender Menschen, die in der magischen Kraft und in den Fürbitten der Derwische Versöhnung für begangene Sünden, Vertheidigung gegen darauf folgende Strafen oder auch Theilhaftigkeit an den Freuden ihres Paradieses suchen.

— „Wenn man außerhalb der Kaaba ist" — sagt die Lehre der Derwische, in deren Sprache die Kaaba in Mekka das Symbol des göttlichen Lebens ausmacht —, „so ist es gut, seinen Blick auf dieselbe zu richten; wenn man aber innerhalb der Kaaba ist, was hat es dann zu bedeuten, ob man sich nach dieser oder nach jener Seite wendet? Wer sich in der Kaaba befindet, steht über jedem Gesetz und über der gewöhnlichen Ordnung der Menschen. Er wird sein eigener Weg und seine eigene Ordnung, und wird ein Mittler und Helfer für andere."

Der ekstatische Tanz der tanzenden Derwische symbolisirt diesen Zustand; so auch bei den brüllenden Derwischen die scheinbare Unverwundbarkeit ihres Oberpriesters und dessen scheinbare Gewalt, scharfen Waffen durch seine Manipulation ihre verwundende Kraft zu nehmen u. s. w. Die hochheiligen Derwische haben theil an dem Wesen Allah's. Ihr Blick, ihre Stimme, ihre Berührung haben magische Kraft. Als solche, welche nach diesem Zustand streben, muß man die brüllenden und wackelnden Novizen

ansehen. Sie sollen dabei den alten Menschen ausschwitzen und herausschütteln, und der Name Allah's, der dabei ununterbrochen gerufen wird, soll ihren Leib und ihre Seele mit dem Leben Allah's erfüllen. So wenigstens erkläre ich mir die Bedeutung dieses Schauspiels in Verbindung mit dem, was ich von dem Glauben der Derwische und von den Lehren des Morgenlandes über die Heiligkeit und deren Erlangung weiß. Denn wie viel Werth auch die vorchristlichen Religionen und Philosophien des Morgenlandes gewissen sittlichen Tugenden oder gemeinnützigen Handlungen zuerkennen, so ist doch für sie das Ideal der höchsten Vollkommenheit eine Heiligkeit ohne allen sittlichen Halt. Dasselbe wurzelt schließlich in ihrem Gottesbegriff. Für Zoroaster — und auch für Muni, dessen Nachfolger —, für die chinesischen Weisen, für die Brahmanen und Buddhisten ist Gott ein unpersönliches, in ewige Ruhe versenktes Wesen. Die buddhistischen Bilder stellen ihn schlafend dar. Für Mittelasien, dem Schauplatz Zoroaster's, für den größern Theil von Ostasien, wo Lao-tse und Kong-fu-tse auftreten, für die südliche Hälfte Asiens, die den Lehren Brahma's und Buddha's anhängt, besteht das höchste Lebensideal in einer Abstraction von allem wahren Leben. Erst unter dem Volk Israel's tagt unter der Leitung Gottes ein höherer Begriff von Gott und ein höheres Ideal des menschlichen Lebens; ein Begriff und ein Ideal, die sich, wir wissen wohl, wie und in wem vervollkommnet haben. Und wenn sie sich im Morgenlande nicht weiter verbreitet oder sich nicht in ihrer Reinheit erhalten haben, so ist dies dem übermächtigen Einfluß der alten Elemente in Asien zuzuschreiben. Mohammed wurde von diesen überwältigt, und seine Lehre wuchs wie eine Parasitenpflanze in dem alten und in dem neuen Leben, wuchs aber auch wie eine Parasitenpflanze, um wie eine solche zu vergehen. Das alte Tugend- und Heiligkeitsideal war in die christliche Kirche eingedrungen. Der Berg Athos auf der Küste

von Griechenland (in Macedonien) wurde wie der asiatische Olymp (bei Brusa) mit Tausenden von Mönchen bevölkert, die ihren Lebenszweck darein setzten, den Himmel durch Selbstpeinigungen und durch unaufhörlich wiederholte Gebete zu gewinnen. Noch heutzutage werden deshalb der Athos und der Olymp die „heiligen Berge" genannt, und noch heutzutage hat der Athos eine solche Bevölkerung von Mönchen. Auf beiden Ufern des Bosporus entstanden bettelnde Mönchsorden, welche Unwissenheit und Unsauberkeit zu ihren höchsten Tugenden machten, und noch heute leben und blühen. Ich habe dergleichen Mönche in Konstantinopel, ich habe dergleichen in Rom gesehen. Aber ihre Urbilder kommen aus China, Hindostan und Persien. Der vollkommene Mann oder Mensch ist nach ihrer Lehre derjenige, der nichts achtet und nichts thut auf der Welt oder für die Welt. Je mehr er die Welt verachtet, desto sicherer gewinnt er den Himmel. Je mehr er sich von der Menschheit entfernt, desto näher kommt er der Gottheit. Der hinduische Fakir, welcher in die Sonne stiert, bis er blind wird, oder der fortwährend mit gekreuzten Beinen dasitzt, seinen Rosenkranz wendend und die Lehren der Vergänglichkeit herbetend, ist gewiß, dadurch die Seligkeit zu gewinnen. Der Mann, der seine Nägel bis ins Fleisch wachsen oder sich von Ungeziefer aufzehren läßt, wird ein Heiliger des ersten Ranges.

Ein höherer Gedanke — ich verkenne es nicht — ein ursprüngliches höheres Streben, Freiheit von Selbstsucht, Liebe zu Gott und zu den von ihm erschaffenen Wesen, kann der verdunkelte Grund dieser ausgearteten Lebensideale sein; allein so wie sie sich ihrem Heimatlande offenbaren, können wir nur tiefgefallene Engel, Caricaturen der Heiligkeit in ihnen sehen. Und wer kann Italiens Kapuzinerorden, le vive sepolte in Neapel und in Rom, die Trappisten in Frankreich und verschiedene andere Mönchs- und Nonnenorden in allen katholischen Ländern, und darin zugleich die gebräuchlichsten Wallfahrten, das

Rosenkranzabbeten, die kirchlichen Ceremonien, die Pönitenzen und Indulgenzen gesehen; wer kann das Leben der Personen, welche die Römische Kirche heilig gesprochen hat, näher kennen gelernt haben, ohne zu bemerken, daß sich dieselben gesunkenen Ideale der Tugend und Heiligkeit darin wiederholen, und daß sie mehr oder weniger vorchristliche morgenländische Typen widerspiegeln? Denn nicht den Mann oder Menschen, welcher der sittlichen Ordnung Gottes, dem Reiche Gottes und Christi auf Erden dient, sondern den, der in blindem Gehorsam der päpstlichen Kirche dient, oder auch sein Leben in körperlichen Selbstpeinigungen zubringt, erklärt sie für heilig! Und wie der höchste Zweck des Individuums, so ist nach ihrer Lehre auch der höchste Zweck des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft nicht das Reich Gottes, sondern die Kirche!

Anders stellen sich die Ideale des Lebens in der jüngsten Bildung des religiösen Bewußtseins dar, wir meinen das evangelische Bekenntniß, wo es in seiner Reinheit besteht. Und wenn sich diese Ideale am vollkommensten in protestantischen Ländern entwickeln, so werden sie doch von allen denkenden Christen aller christlichen Bekenntnisse umfaßt, wo es auch auf Erden sei. Der beste Mensch — denn auf vollkommene Heiligkeit kann kein Mensch Anspruch machen — ist nach der Ansicht der evangelischen Kirche nicht derjenige, der viel Almosen gibt, sein Leben unter Bußübungen oder in blindem Gehorsam gegen die Kirche zubringt, sondern derjenige, der sein Leben anwendet, Gott und seinen Mitmenschen je nach seinem Pfund und im Geiste Christi zu dienen. Er gibt vielleicht gar keine Almosen in baarem Geld, aber er wendet seine Zeit und seine Kräfte dazu an, das Beste seiner Mitmenschen, die Verbesserung der öffentlichen Zustände zu fördern, sodaß sie dem Zielpunkt aller Entwickelung näher kommen, dem Reich Gottes, „wie im Himmel also auch auf Erden". Er denkt dabei nicht

besonders an seine eigene Belohnung, an seine eigene Seligkeit. Dazu hat er nicht Zeit; er denkt desto mehr an das Wohl anderer und an das Werk, welches Gott ihm anvertraut hat. Wenn er ans Ende seines Arbeitstages auf der Erde gelangt ist, so erwartet er keine Apotheose von der Kirche oder vom Staat; noch weniger zählt er die stillen Thränen, welche sein Hinscheiden hervorruft, ebenso wenig die dankbaren Seufzer, welche seinen Namen zum Thron Gottes emportragen. Und wenn er dereinst vor dem ewigen Hausvater steht, fragt er nicht nach seinem Lohn oder nach seinem Ehrenplatz in Gottes Reich. Er denkt nicht an sich. Da zu sein, wo sein Meister ist, ihm zu dienen in seinem Weltentempel und seine Herrlichkeit zu sehen — das ist ihm der höchste Lohn und die höchste Seligkeit.

Kennst du etwas Höheres?

So wie das Ideal des einzelnen Menschen, so liegt auch das Ideal der bürgerlichen Gesellschaft in dem Licht des Evangeliums. Nicht besondern und vorübergehenden Bildungen des staatlichen Lebens soll ausschließlich gedient werden, sondern Kirche und Staat, alle Formen und Sphären des Lebens vereint, sollen der freien Entwickelung des Menschen wie des Staats zu einem allgemeinen Gottesreich dienen. Nach diesem Ziel, gegenwärtig noch dunkel beschattet durch den Nebel des neuanbrechenden Tags, blicken die freien Völker des Abendlandes. Und das Abendland hält jetzt die Zukunft der Erde in seiner Hand.

Asien und Europa, Töchter desselben Vaters, lange getrennt durch Zeit, Raum und Lebensschicksal, ich sehe den Tag kommen — einen großen Schöpfungstag — da ihr vereint sein werdet in demselben hohen Lebensziel, in denselben reinen Lebensidealen, festlich wie jetzt an den Ufern des Bosporus! Geist und Dampf bereiten die Wege dazu. Möge nicht etwa eine kleinlich denkende Politik die Großmächte Europas abhalten, vereint die Rettung

Asiens aus den Händen der Barbarei zu beeilen. Und mögen sie vor allem sich hüten, daß sie selbst dort nicht als Barbaren auftreten! — —

Der Zustand Syriens und Palästinas zieht in der Gegenwart die Aufmerksamkeit der europäischen Bevölkerung in der dringendsten Weise auf sich; denn die christliche Bevölkerung dieser Länder ist waffenlos und wehrlos in den Händen der Türkei. Wer das Schwert der Barbaren an einem Faden über seinem Haupt hängen sieht — denn der Türke, sobald er gereizt wird, ist ein fanatischer Barbar —, wer tagtäglich sein Feld und sein Eigenthum in Gefahr sieht, von raubgierigen Nomaden geplündert zu werden, der lebt in beständiger Angst.

Die Großmächte Rußland, England und Frankreich sehen es, und beobachten vor allen Dingen sich selbst gegenseitig, aus Furcht, daß derjenige von ihnen, der Hülfe gewährt, dafür auch das Land nehmen möchte. Syrien und Palästina stehen inzwischen dem Unwetter offen, wie gegenwärtig in Jerusalem der christliche Tempel mit der geborstenen Kuppel und mit dem Grabe Christi, während die römische und die griechische christliche Kirche sich gegenseitig hindern, den Schaden zu heilen, aus Furcht, daß die Kirche, welche den Dom reparirt, ihn nachher den ihrigen nennen möchte.

Das ist allerdings weder schön noch würdig von einem christlichen Volk!

In dem alten griechischen Heldengedicht der Iliade sehen wir, wie Hektor vor verschiedenen übeln Vorzeichen bei der Vertheidigung Trojas gewarnt wird; aber der edle Krieger antwortet mit Verachtung gegen alle schreckenden Wahrzeichen.

„Ein Wahrzeichen ist gut: das Vaterland wacker zu schirmen!" *) — Mögen die christlichen Völker sich die

*) Homer's „Ilias", Ges. 12, V. 243.

Frage vorlegen, ob sie nicht in dem „heiligen Land" ein Vaterland, ein geistiges Vaterland zu retten haben!

* *
*

Morgen verlasse ich den Orient, unaussprechlich dankbar dafür, daß ich diesen geheiligten Boden habe betreten können; aber um all sein Gold und alle seine Schätze möchte ich nicht dort bleiben.

Und nun zu dem Land, das ich nächst meinem eigenen Vaterland am meisten auf Erden liebe; zu dem Volk, welches zuerst unter allen Völkern den freien Bürger und den freien Staat — obgleich nicht in dessen höchstem Begriff — entstehen ließ, und einen Solon und Lykurgos, einen Sokrates und Perikles hervorbrachte; zu dem kleinen Land, das sich noch jetzt als Verbindungsglied zwischen dem Morgenland und Abendland eine so bedeutende Rolle bewahrt zu haben scheint — — nach Griechenland, nach dem alten classischen Hellas!

Ich muß dessen neues Leben und Reich sehen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.